



WOHER KOMME ICH?
DAS FAMILIEN-HEFT

www.fluter.de



Du möchtest noch mehr wissen?
Auf flutter.de erfährst du, was gerade läuft in
Politik, Gesellschaft und Kultur.
Und wie es dazu kam und was noch kommen kann.
In Texten, Porträts, Bildern und Videos.

Jeden Monat ein neues Thema, jeden Mittwoch
alle neuen Filme und jeden Tag Diskussionen
in den flutter.de-Foren.
Komm doch mal vorbei.

Rio Reiser Songpreis 2003

Nachwuchspreis für Songs mit deutschen Texten
Dieses Jahr unter dem Motto „Ich will ich sein“ (Ton Steine Scherben)

Zugelassen sind Bands und Solisten. Teilnehmer/innen sollen ihrer individuellen Ausdrucks- und Gestaltungskraft nachgehen und sich nicht an Rio Reiser oder Ton Steine Scherben orientieren.

Das Motto „Ich will ich sein“ gilt auch in der

Die Aufnahmen können in den Formaten DAT, MC, CD, DVD eingebracht werden. Die Songs sollten in deutscher Sprache verfasst sein, können aber alle denkbaren Dialektfärbungen tragen.

Der erste Preis beträgt 5.000 Euro (muss nachweislich für die künstlerische Weiterentwicklung verwendet werden).

Einsendeschluss ist der 31. Mai 2003.

Auf einer CD werden die besten Einsendungen zusammengestellt und veröffentlicht. Im Anschluss werden Workshops (Coaching) für die besten Songpreisteilnehmer/innen angeboten.


Die Gewinner/innen treten im August 2003 bei der Preisverleihung in Fresenhagen auf – einem Open-Air-Festival im ehemaligen Arbeits- und Wohnrefugium von Ton Steine Scherben und Rio Reiser. Zusätzlich gibt es einen Auftritt in Berlin.

In dem „Ich will ich sein“-Song heißt es unter anderem:

„Ich will ich sein
 Anders kann ich nicht sein
 Ich will nicht sein wie der und der
 Ich will sagen was ich denke...
 Ich will singen was ich singen will
 Und will sagen was ich sagen will
 Ich will leben wie ich leben will
 Und will lieben wen ich lieben will...
 Ich will nicht schweigen, wenn alle schweigen
 Will mich nicht beugen weil sich alle beugen...“

Einsendungen und Fragen bitte an:
 RIO REISER HAUS e.V., Drakestraße 47, 12205 Berlin
 Telefon: 030/261 14 15, Fax: 030/84 31 01 92, www.rioreiser.de

Der Rio Reiser Songpreis 2003 ist ein Kooperationsprojekt des RIO REISER HAUS e.V. und der Bundeszentrale für politische Bildung.

 Bundeszentrale für politische Bildung
 Berliner Freiheit 20, 53111 Bonn, enayati@bpb.de

Liebe Leserin, lieber Leser,

„Mutter, Vater, Kind“ spielen Kinder und wissen: das ist Familie. Sie spielen es auch, wenn in ihrer wirklichen Familie der Vater oder die Mutter abhanden gekommen ist. Die Sehnsucht nach der heilen Welt ist groß: Nahezu drei Viertel aller Jugendlichen meinen, dass Familie zum Glücklichen gehört.

Wirklichkeit und Wunsch. Wirklich ist die Familie, aus der man kommt, sind die Eltern, die man sich nicht aussuchen konnte, mit denen man Glück hat oder eben nicht so sehr. Nicht vom Schicksal vorgegeben ist der eigene Weg. Das Traumziel: Partnerschaft, Familie und das eigene Ich auf einen Nenner bringen.

Beruf, Heirat, das erste Kind, heißen früher die Stationen hin zur eigenen Familie. Heute ist nicht mehr klar, „ob man heiratet, wann man heiratet, ob man zusammenlebt und nicht heiratet, heiratet und nicht zusammenlebt, ob man das Kind innerhalb oder außerhalb der Familie empfängt oder aufzieht, mit dem, mit dem man zusammenlebt, oder mit dem, den man liebt, der aber mit einer anderen zusammenlebt, vor oder nach der Karriere oder mittendrin“, sagt der Soziologe Ulrich Beck. Eine Unübersichtlichkeit, die nicht mehr ganz neu ist, gibt Freiheiten und verlangt Entscheidungen – von ihr und auch von ihm. Wer seines Familienglückes Schmied sein will, muss Weichen stellen.

fluter hat ein neues Gesicht: Neue Ideen und neue Autoren bereichern das Heft. Großen Anteil daran haben die Mitarbeiter von *jetzt.de*, mit denen die bpb ab dieser Ausgabe zusammenarbeitet. Noch mehr Menschen finden sich im Blatt, die ihre Geschichte erzählen oder erzählen lassen: Mit ihrer Hilfe machen wir das Wichtige interessant.

Dieter Golombek



Titelfoto: Olaf Blecker
 Model: sylta@vivamodels

INHALT

Seite 4
 Menschenkinder: In welcher Familie lebst du?

Seite 10
 Reden ist Silber: Mit diesen Slogans übersteht du jedes Familien-Fest.

Seite 12
 Reportage: Im Hamburger Stadtteil Veddel ersetzt ein warmes Mittagessen die Eltern.

Seite 19
 Projekte: Wohin man sich bei Problemen in der Familie wenden kann.

Seite 20
 Abstauben: Was man von seinen Verwandten übernimmt.

Seite 26
 Ziffernblatt: Familie in Zahlen.

Seite 28
 Interview: Renate Schmidt.

Seite 30
 Full House: Wie es ist, mit sieben Geschwistern aufzuwachsen.

Seite 34
 Interview: Fatma Bläser.

Seite 35
 Recht und Billig: Kinderrechte. Impressum.

Seite 36
 Ansichtssache: Wie ein Therapeut sich um Kino-Familien kümmern würde.

Seite 38
 Literarisches Quartett: Die Rolle von Vater, Mutter und Kind in der Literatur.

Seite 40
 Ältestenrat: Was ist eigentlich Familie?

Seite 42
 Protokoll: Barbara Schöneberger über ihr Elternhaus.

Seite 44
 Interview: Melanie Betancourt.

Seite 46
 Kurzgeschichte: Wenn Eltern peinlich sind. Von Simone Buchholz.

Seite 50
 Interview: Rüdiger Linhof, Bassist der Sportfreunde Stiller.

FAMILIENBANDE

Längst gibt es Familie auch jenseits der klassischen Vater-Mutter-Kind-Variante. Acht Beispiele dafür, was alles möglich ist.

Katharina, 19 Jahre, lebt mit ihren Eltern in der Nähe von Stuttgart.

„Wir sind zu viert, meine Eltern, mein Bruder und ich. Ich habe zwar noch Tanten und Onkel, aber weil die weiter weg wohnen, habe ich nicht viel mit ihnen zu tun. Mein Bruder ist vor zwei Jahren, gleich nach dem Abitur, ausgezogen, das hat aber nicht viel verändert. Wir verstehen uns immer noch sehr gut, schreiben uns regelmäßig E-Mails und telefonieren. An Familienritualen wie Weihnachtsfeiern halten wir fest, mein Bruder kommt dann zu uns nach Stuttgart.“

Mein Bruder hatte es sicher schwerer als ich, er hat mir schon einiges frei gekämpft. Im Gegensatz zu ihm muss ich nicht lange bitten, wenn ich ausgehen will oder wenn Freunde bei mir über Nacht bleiben möchten. Ich bin wohlbehütet aufgewachsen, meine Eltern haben mich vielleicht ein bisschen öfter gefragt, wo ich hingehere und mit wem, als meine Freunde das von ihren Eltern gefragt wurden. Für mich war das aber immer normal, ich hatte damit nie ein Problem. Das heißt nicht, dass es bei uns nie Streit gibt. Aber wir kriegen das dann schon immer wieder hin. Ich hatte zum Beispiel nie Hausarrest, höchstens mal zwei Stunden Fernsehverbot. Das Gute an meiner Familie ist, dass ich ein besseres

Verhältnis zu meinen Eltern habe als die meisten meiner Freunde zu ihren Eltern. Ich kann immer zu ihnen kommen und mit ihnen reden. Ich glaube, das können andere wahrscheinlich nicht so.

Meine Zimmertür steht fast immer offen, ich finde es einfach schön, rauszukommen und mit jemandem zu reden. Deswegen kann ich es mir jetzt auch noch nicht vorstellen, alleine zu leben. Weil ich gerade einfach noch jemanden brau-

che. In zwei Jahren, wenn meine Ausbildung zur Kauffrau für Bürokommunikation abgeschlossen ist, möchte ich dann schon ausziehen, meine Eltern stehen mir da aber nicht im Weg. Manchmal komme ich mir vor meinen Freunden ein bisschen eigenartig vor, weil ich mit meinen Eltern auch oft etwas unternehme, ins Kino gehen zum Beispiel oder ins Museum. Trotzdem: So eine Familie möchte ich irgendwann auch haben.“



Katharina

Protokoll: Christina Kretschmer, Foto: Gerald von Foris



Norman

Protokoll: Dana Töschner, Foto: Julia Sörgel

Norman, 16 Jahre, lebt in einer Pflegefamilie in Halberstadt, Sachsen-Anhalt.

„Als ich noch bei meiner richtigen Ma' gewohnt habe, war mein Leben ziemlich chaotisch. Ich war in der fünften Klasse und konnte nicht lesen, nicht schreiben und nicht rechnen. Ich habe nie Hausaufgaben gemacht, in der Schule nichts kapiert und bin schließlich einfach nicht mehr hingegangen. Meine Ma' hat das kaum interessiert, sie war mit der Erziehung von mir und meinen drei Geschwistern einfach überfordert.“

Meinen Vater habe ich nie kennen gelernt, er hat Mutti verlassen als ich noch ein kleines Kind war. Wenn ich meine Ma' nach ihm gefragt habe, hat sie immer nur schlecht über ihn gesprochen. Ich würde

ihn schon gern mal treffen und seine Version hören. Aber ich weiß ja nicht mal, wie er heute aussieht und würde ihn nicht erkennen, wenn er mir auf der Straße begegnen würde.

Zuhause hatte ich immer das Gefühl, dass ich mich um alles kümmern muss – um meine jüngeren Geschwister und um meine Ma'. Sie hat sich nur von Cola und Lakritze ernährt, sehr viel geraucht, ist dann schwer krank geworden und lag wochenlang im Koma. Als sie im Krankenhaus war, hat mich das Jugendamt in einer Pflegefamilie untergebracht, wo ich nur ein paar Wochen wohnen sollte. Inzwischen bin ich aber schon zweieinhalb Jahre hier.

Als Mutti aus dem Krankenhaus entlassen wurde, habe ich ihr gesagt, dass ich lieber

bei meinen Pflegeeltern bleiben will. Sie hat es akzeptiert. Mir war klar geworden, dass es für mich besser ist, wenn ich bei ihnen bleibe. Sie haben sich sehr viel Mühe mit mir gegeben, mir geduldig Lesen, Rechnen und Schreiben beigebracht. Seitdem wir uns nicht mehr auf der Pelle hängen, habe ich auch ein gutes Verhältnis zu meiner richtigen Ma'. Ich besuche sie ab und zu. Zwei meiner Geschwister leben auch in einer Pflegefamilie, eine Schwester bei den Großeltern.

Früher hatte ich immer das Gefühl, dass ich keine Anerkennung bekomme, dass alles falsch ist, was ich tue. Bei meinen Pflegeeltern weiß ich, dass sie voll und ganz hinter mir stehen, mir vertrauen und an mich glauben. Bei ihnen ist mein Zuhause.“



Johanna

Johanna, 20 Jahre, lebt in Erfurt. Ihr Vater hat ihre Mutter verlassen, noch ehe Johanna geboren war.

„Meine Mama war 19, als sie schwanger wurde, mein Vater 32. Für meine Mutter war er die große Liebe, aber sie für ihn nur eine Affäre. Er fühlte sich zu jung für ein Kind und hat meine Mama während der Schwangerschaft verlassen. Meine Mutter musste mich lange mehr oder weniger zwingen, Kontakt zu ihm zu halten. Ich hatte überhaupt keine Lust, ihn zu sehen und immer das Gefühl, er will mich nicht haben. Bis ich neun war, lebte ich allein mit meiner Mutti, und es war ein Schock für mich, als sie ihren neuen Freund, Garry, mit nach Hause brachte. Ich dachte, der nimmt mir meine Mutter weg. Ich war richtig eklig zu ihm. An seiner Stelle hätte ich mich gehasst. Garry war aber einfach nur sehr geduldig. Zu meinem zehnten Geburtstag gab es so eine Art Schlüsselerelebnis: Ich habe von ihm eine Barbiepuppe und zwei Bibi-Blocksberg-Kassetten bekommen, über die ich mich riesig gefreut habe. An diesem Tag dachte ich: Wer mir etwas schenkt, was ich mir wirklich wünsche, der kann doch gar nicht so übel sein. Mein leiblicher Vater hat mir meistens Dinge geschenkt, mit denen ich nichts anfangen konnte.

Mein Verhältnis zu Garry ist im Laufe der Zeit immer enger geworden, so mit 13 oder 14 habe ich begonnen, „meine Eltern“ zu sagen, wenn ich meine Mutter und ihn meinte. Trotzdem ist es immer noch komisch, wenn ich die Formulierung vor meinem leiblichen Vater benutze. Garry hat mein Leben auf jeden Fall mehr geprägt. Zu ihm habe ich eine viel emotionale Bindung, ihm erzähle ich von meinen Problemen, während mir das bei meinem richtigen Vater eher unangenehm ist. Das Verhältnis zu meinem leiblichen Vater ist mal besser und mal schlechter, aber meistens ist er zu sehr mit sich selbst beschäftigt und kümmert sich nicht so um mich, wie ich es mir wünsche. Manchmal habe ich das Gefühl, dass ich ihm hinterherrenne und von ihm gar nichts zurück kommt. Wenn ich zurückschaue, muss ich sagen: Ich hatte eine glückliche Kindheit und habe nichts vermisst. Von der Mutter erzogen zu werden, die einem die ganze Aufmerksamkeit und Zuwendung schenkt, ist auf jeden Fall besser, als mit Eltern zu leben, die sich nicht wirklich lieben.“

Protokoll: Dana Toschner; Foto: Julia Sörgel



Frank

Frank, 19 Jahre, lebt in Cottbus. Seine Mutter ist arbeitslos.

„Ich lebe in einer ziemlich normalen Familie. Zumindest für die neuen Bundesländer ist sie normal: Meine Eltern haben immer beide gearbeitet, und mein Bruder und ich sind in den Kindergarten und später in den Schulhort gegangen. Fast schon alltäglich ist hier auch, dass Eltern arbeitslos sind – in Cottbus hat fast jeder Fünfte keinen Job. Mein Vater war 1994 ein paar Monate arbeitslos, das war schlimm für ihn. Er hat den ganzen Tag vor dem Fernseher gesessen. Zum Glück hat er wieder Arbeit gefunden. Meine Mutter hat Kinderkrankenschwester gelernt und später auf Kindergärtnerin umgeschult. Vor zwei Jahren ist sie entlassen worden. Sie hat dann den ganzen Tag gestrickt, gehäkelt, ständig die Fenster geputzt – aber glücklich war sie nicht. Und mein Bruder und ich auch nicht. Wir waren vorher am Nachmittag allein, konnten essen, wann wir wollten, fernsehen, wann wir wollten. Plötzlich war immer jemand da, das Essen stand auf dem Tisch, meine Mutter wollte mit uns reden. Da kamen dann auch solche Sprüche wie: „Du kannst doch nicht drei Stunden vor dem Computer hocken.“ Jetzt hat sie zum Glück wieder einen Job in Aussicht. Sie hat extra einen Computerlehrgang gemacht. Ich habe ihr geholfen, ihr gezeigt, wie man eine Maus benutzt und so. Es war gut für sie, dass die Familie da war. Die hat sie aufgefangen, ihr einen Sinn gegeben. Deshalb möchte ich auch nicht mein ganzes Leben allein verbringen. Ein paar Jahre als Single sind gut. Aber dann möchte ich schon auch eine Familie haben.“

Protokoll: Sandra Daßler, Dana Toschner; Fotos: Julia Sörgel



Thomas

Thomas, 16 Jahre, lebt in einer sozialpädagogischen Wohngruppe im Cornelius-Werk in Burg, Sachsen-Anhalt.

„Nach der Scheidung meiner Eltern vor vier Jahren habe ich bei meiner Mutter gelebt. Das war am Anfang ganz okay, aber dann hat sie sich einen neuen Mann gesucht, und mit dem bin ich nicht klargekommen. Ich hab' mich auch deswegen mit meiner Mutter bald nur noch gestritten. Wenn sie Alkohol getrunken hatte, gab es auch Schläge. Nachdem ich ein paar Mal zu Hause rausgeflogen bin, bin ich zum Kinder- und Jugendnotdienst gegangen, weil ich ja irgendwo schlafen musste. Eine Frau vom Jugendamt hat mich dann gefragt, ob ich in einem Heim leben will. Ich habe sofort zugesagt und es bis heute nicht bereut, obwohl es in den letzten Jahren ziemlich schwierig war. Bevor ich nach Burg gekommen bin, war ich in drei anderen Heimen. Das erste wurde geschlossen, in dem zweiten war ich zu alt für die Gruppe und in dem dritten habe ich zu viel Scheiße gebaut. Das Heim, in dem ich jetzt bin, finde ich ganz okay. Nur meine alten Kumpel fehlen mir.

Meinen Vater sehe ich regelmäßig, weil ich ihn an den Wochenenden oft besuche. Meine Mutter sehe höchstens ein Mal im Monat. Mit den anderen sieben Jungs in der Wohngruppe komme ich klar, wir müssen uns nur alle an ein paar Regeln halten: sich abmelden, wenn man das Heimgelände verlässt, und um 22 Uhr ist Nachtruhe. Die Erzieher passen auf, dass wir die Regeln einhalten, sie essen mit uns und spielen abends in der Küche mit uns Karten. Jemanden, der einen in den Arm nimmt, wenn man sich mal ausheulen will, gibt es hier nicht. Es ist eben keine richtige Familie. Ich komme aber ganz gut ohne klar. Die Erzieher sind für mich wie Freunde. Eigentlich geht es mir wie den meisten aus der Gruppe: Ich will nicht nach Hause zurück.“



Andreas

In Andreas' Familie leben vier Generationen in einem Haus in der Nordpfalz. Der 23-Jährige ist vor sechs Jahren ausgezogen.

„Wenn man mit so vielen Menschen unter einem Dach lebt, muss man viele Regeln beachten. Man muss früh aufstehen, pünktlich zum Essen kommen und darf nach zehn Uhr abends keine laute Musik mehr hören, weil die Ur-Oma sonst nicht schlafen kann. Ich durfte nicht rauchen und nicht das anziehen, was ich wollte. Irgendjemand fühlte sich immer gestört. Das hat mich total gestresst. Deswegen bin ich mit 17 zu meiner Freundin gezogen.“

Ich wollte nie Winzer werden, obwohl unsere Familie seit Jahrzehnten eine eigene Weinkellerei hat. Das hat meine Eltern ziemlich enttäuscht. Weil ich das Dorfleben öde fand, bin ich schon mit 13 in die Disco nach Bingen gegangen – die meisten meiner Kumpels waren damals schon 18 und hatten eigene Autos. Ich trug Skaterhosen und Baseballkappen, und damit bin ich hier ziemlich aufgefallen. Mit 15 hab' ich mir meinen Bart blau gefärbt, das war ein Riesenskandal im Dorf. Die Leute dachten, ich wäre ein Rechtsradikaler und würde Drogen nehmen. Meine Eltern haben sich wohl immer gefragt, warum ich nicht so geworden bin wie meine Schwester. Die lebt noch zu Hause, hat schon Kinder und arbeitet im Betrieb mit. Ich bin immer das schwarze Schaf gewesen, auch, weil ich in der Schule nicht so gut war.

Ich hing jedes Wochenende mit meinen Kumpels ab, die waren wie eine Familie für mich. Als ich dann zu meiner Freundin zog, ging es damit aber ziemlich schnell zu Ende, jeder ging seine eigenen Wege. Inzwischen verstehe ich mich mit meiner Familie wieder besser, ich besuche sie jeden Tag. Meine Eltern haben mir ein kleines Haus im Nachbardorf gekauft, wo ich mit meiner Freundin zusammen lebe. Aber heiraten will ich nicht, Kinder möchte ich auch nicht haben. Jedenfalls nicht in nächster Zeit.“



Marion

Marion, 22 Jahre, lebt mit ihrem Mann Jens, 34 Jahre, in Hannover. Ihre Zwillinge Liam und Luca wurden im Dezember 2000 geboren.

„Alles hat als Brieffreundschaft begonnen: Ich war 13 Jahre alt, als ich Jens den ersten Brief auf sein Gesuch im Gothic-Magazin *Zillo* geschrieben habe. Fünf Jahre darauf waren wir ein Paar, noch ein Jahr später, während meiner Abizeit, wurde ich schwanger – und es war kein Versehen. Ich habe schnell gemerkt, dass Jens mein Mann fürs Leben ist. Als wir uns darüber unterhalten haben, dass wir beide eines Tages Familie haben wollen, habe ich ausgerechnet: Wenn ich fertig studiert und ein wenig gearbeitet habe, wird Jens schon 40 Jahre alt sein. Ich wollte aber nicht, dass er so alt ist, wenn wir ein Kind kriegen. Die logische Schlussfolgerung war: erst Kind und Studium, dann die Arbeit – egal, wie viele Leute versucht haben, uns einzureden, wir würden so nur unsere Jugend verpassen.“

Dass es gleich zwei Jungs wurden, die auch noch zehn Wochen zu früh per Notkaiserschnitt entbunden werden mussten, war natürlich viel Aufregung. Aber in dem Moment, in dem ich sie das erste Mal berührt habe, war da diese neue Liebe. Die Zwillinge zu versorgen wurde schnell zur Routine. Damit Familienleben aber wirklich gut funktioniert, braucht es viel mehr: Gleichberechtigung, Offenheit und viel Organisation. Sechs Stunden am Tag sind Liam und Luca im Kindergarten, Jens hat seine Arbeitszeiten im ambulanten Pflegedienst auf meinen Stundenplan an der Uni abgestimmt. Die Hausarbeit teilen wir uns, und auch bei der Erziehung haben wir eine gemeinsame Linie: Wir versuchen, den Zwillingen möglichst viel zu erklären, und zwar auch, dass es Regeln und Grenzen gibt. Damit Jens und ich uns nicht aus den Augen verlieren, versuchen wir, so viel Zeit wie möglich miteinander zu verbringen.“

Protokolle: Jan Keith, Friederike Knippling, Fotos: Dominik Asbach, Julia Sörgel



Julia

Julia, 25 Jahre, lebt zusammen mit ihrem Freund in München.

„Ich habe einen Bruder, eine Mutter, eine Stiefmutter, einen leiblichen Vater, einen Stiefvater und einen Ersatzvater, zwei leibliche und zwei Stiefgroßmütter, eine beste Freundin, die meine Cousine wurde (nicht umgekehrt), elf Tanten und Onkel und 13 Cousins und Cousinen. Sie leben auf drei Kontinenten verteilt. Meine Familienverhältnisse versteht kein Außenstehender, und ich muss selbst manchmal noch nachdenken, wie wir alle zusammen gehören. Als ich geboren wurde, gab es nur meine Mutter, meine Oma und mich. Zu meinem leiblichen Vater hatte ich damals bereits

wenig Kontakt, das sollte auch für viele Jahre so bleiben. Dafür kam der Ersatzvater ins Spiel, mit dem meine Mutter und ich zusammenlebten. Geheiratet hat sie aber nicht ihn, sondern meinen Stiefvater, den Onkel meiner besten Freundin. So wurde sie meine Cousine, ihre drei Schwestern waren jetzt meine Cousinen. Eine von ihnen ist eine adoptierte Inderin. Aus den Geschwistern meines Stiefvaters wurden meine Tante und mein Onkel, seine Mutter meine Stiefgroßmutter.“

Einige Jahre später hatte ich wieder Kontakt zu meinem leiblichen Vater. Der hatte inzwischen geheiratet (meine Stiefmutter) und stellte mich seiner/meiner Familie

vor: Oma, Tanten, Onkels, Cousinen und Cousins.“

Das sind aber noch nicht alle: Dazu kommen noch die drei Geschwister meiner Mutter, deren Kinder, und die zweite Frau meines Großvaters (Stiefgroßmutter Nummer zwei).

Ich mag meine Familie. Auch wenn ich Weihnachten in der Regel an drei Tagen feiere und nur ein Mal den Fehler gemacht habe, in meinen Kalender „Omas Geburtstag“ zu schreiben. Ich habe dann einfach alle vier angerufen. Dafür kann ich in Spanien, Frankreich, England, Amerika oder Argentinien immer günstig Urlaub machen – indem ich einfach meine Familie besuche.“

Protokoll: Julia Schneider, Foto: Gerald von Foris

TANTENALARME!

Die schlimmsten Fragen, die dir auf Familienfeiern gestellt werden können – und wie du die Situation doch noch retten kannst. Oder enterbt wirst.



- a) Die vordergründig höfliche Variante
- b) Die Politikerantwort
- c) Die Enterbungsvariante

☛ Kennst du mich noch?

- a) Das Leben ist hart: Umarme die Tante, denn es ist die einzige Möglichkeit, dein angewidertes Gesicht vor ihr zu verbergen.
- b) „Ich kenne die Menschen und ihr Leben aus dem Effeff. Ich bin einer von euch. Aber jetzt muss ich erst mal ans Buffet.“
- c) „Dein Name fällt mir gerade nicht ein, aber du bist doch die, die Mutter immer „die falsche Schlange“ nennt, oder?“

☛ Hast du eigentlich schon eine Freundin/einen Verehrer?

- a) „Ich habe sie/ihn dir doch schon einmal vorgestellt, und du hast wahrscheinlich einfach den Namen vergessen.“
- b) „Das geht ja heutzutage viel früher los als damals bei euch. Eine Entwicklung, die ich nicht ausschließlich positiv bewerten würde.“
- c) „Immer mal wieder. Aber die meisten schießen mich relativ schnell ab, wenn sie von meinem Job als Stripper/in erfahren.“

☛ Ich verstehe dich schlecht – rückst du mal ein Stück näher?

- a) „Interessant, wie du riechst. Benutzt du eine neue Anti-Aging-Lotion?“
- b) „Ich habe meine Erkältung noch nicht ganz auskuriert und würde es mir nie verzeihen, wenn ich dich anstecken würde.“
- c) „Wenn du schwörst, mich nicht anzufassen und zur anderen Seite hin auszuatmen, werde ich drüber nachdenken.“

☛ Gehen wir zusammen zur Quizshow von Jörg Pilawa?

- a) „Ich lege ein Veto ein und möchte die Frage tauschen.“
- b) „Dummerweise habe ich mich letzte Woche mit einem Kommilitonen dort beworben. Aber Vetter Robert verfügt doch auch über eine ausgezeichnete Allgemeinbildung.“
- c) „Da würde ich mich lieber für den Rest meines Lebens verschulden und dir die 300.000 Euro schenken.“

☛ Was machst du eigentlich nach dem Abi?

- a) „Eigentlich wollte ich verreisen, aber unter dem Christbaum war leider nicht genug Geld.“
- b) „Da gibt es eine ganze Reihe interessanter Möglichkeiten, die ich aber im Hinblick auf die problematische Lage am Arbeitsmarkt erst noch genauestens eruieren möchte, bevor ich mich festlege.“
- c) „Welches Abi?“

☛ Willst du es dir mit dem Kirchenaustritt nicht doch noch einmal überlegen?

- a) „Hast du nicht immer gesagt, dass man zu seinen Überzeugungen stehen muss? Aber vielleicht war das auch jemand anders.“
- b) „Ich werde dieses Ansinnen mit dem gebotenen Ernst prüfen.“
- c) „Keine Sorge. Genau wie du trete ich kurz vor dem Tod wieder ein, damit ich eine kirchliche Beerdigung bekomme.“

☛ Wie hat dir mein Geburtstagsgeschenk gefallen?

- a) „Nächstes Jahr musst du mir nichts mehr schenken. Ich bin doch schon zu alt für so was, und bei deiner schmalen Rente ...“
- b) „Gefallen ist so ein diffuses Wort.“
- c) „Hat bei Ebay gerade mal lächerliche fünf Euro eingebracht, der Mist.“

☛ Was hast du gewählt?

- a) „Ist das denn so wichtig? Ich bin einfach froh, dass wir in einer Demokratie leben und überhaupt wählen dürfen. Das war ja nicht immer so, stimmt's, Opa?“
- b) Verschwörerisch zwinkernd: „Das Richtige natürlich.“
- c) „Gesellschaftliche Veränderungen erzielt man doch nicht in der Wahlkabine, sondern mit einer Kombination aus einem Drittel Heizöl und zwei Dritteln Benzin.“

☛ Trägt man das heute so?

- a) Zeig mit dem Finger auf deine Tante: „Hat man das früher so getragen?“
- b) Halte die Arme weit geöffnet wie ein Prediger und sprich langsam, den Blick in die Weite gerichtet: „Freiheit ist immer die Freiheit der Sich-Anders-Kleidenden.“
- c) „Ärgert es dich sehr, dass ich genau dieses Outfit auch auf deiner Beerdigung tragen werde, wogegen du nichts, aber auch gar nichts tun kannst?“

☛ Weißt du noch, wie du als Zweijähriger immer die Windeln heruntergerissen hast und nackt wie wild im Wohnzimmer herumgehopt bist?

- a) „Die letzten 14 Male, die du diese Geschichte detailliert erzählt hast, sind mir unvergessen.“
- b) „Ich kann mich leider nicht mehr daran erinnern, möchte aber nichts ausschließen. Jugendsünden sollten allerdings nicht reißerisch hochstilisiert werden.“
- c) Springe vom Tisch auf und fange an, dich auszuziehen. Wurf deinen Slip ins Aquarium und hüpf nackt durch das Wohnzimmer. Beim nächsten Mal wird bestimmt niemand mehr die alte Geschichte erzählen.

☛ Hast du zugenommen?

- a) „Ein paar Kilo, aber du weißt ja, wie schnell das geht.“
- b) „Das liegt an meinem Stress im Schülerparlament und in der AG Hungerhilfe. Und so lecker, wie Mutter immer kocht ...“
- c) „Das geht aber wieder weg, wenn ich finanziell nicht mehr so klamm bin und mit dem Kokain nicht mehr kürzer treten muss.“



Text: Christoph Koch, Tobias Peter; Illustration: Weichselgartner/Kartsolis



INSEL DER VERGESSENEN KINDER

Sie haben zwar Eltern, aber keine funktionierende Familie: Für viele Kinder auf der Veddel, einer Insel im Hamburger Hafen, gibt es Aufmerksamkeit und Nähe nur für wenige Stunden am Tag.

Text: Cathrin Tremell

Fotos: Achim Mulhaupt

>>



Foto oben: Kevin
Foto rechts: Denise (links)
mit ihren Freundinnen



Sie liegen fast ein bisschen wie Blumen auf der Straße rum, die kleinen, bunten Plastiktüten. Sie sind 15 mal 15 Zentimeter groß, in den Farben rot, pink, grün und gelb. Auf den Tüten sind feine asiatische Gerichte abgebildet, die Gerichte heißen Yum-Yum, in den Geschmacksrichtungen Rind, Ente, Gemüse oder Huhn. In den Tüten waren künstliche Nudelsuppen, die nach nichts schmecken außer nach Chemie. Eine Tüte kostet 49 Cent. Sie sind eigentlich für Großstadtsingles – die schnelle, heiße Portion nach einem hektischen Bürotag, einfach mit heißem Wasser aufgießen, zwei Minuten ziehen lassen und dann auf dem Sofa vor dem Fernseher essen, ein paar warme Löffel gegen die Frustration.

Was die Büromenschen nicht wissen: Unter den Kindern in diesem Land ist es gerade in Mode, sich statt Chipstüten Instant-Nudelsuppen zu kaufen. Dann das Tütchen mit der Gewürzmischung öffnen, das getrocknete Gekrissel auf die gepressten Nudeln schütten, das Ganze zwischen den Händen zerdrücken und so tun, als wäre es was zum Knabbern. Wer Eltern hat, denen es wichtig ist, was ihre Kinder essen, dem wird das Zeug weggenommen. Wer aber von Leuten auf diese Welt geschmissen wurde, die sich weder für ihr eigenes noch für das Leben ihrer Kinder interessieren, sondern eher dafür, wo die nächste Schnapsflasche steht, der stopft halt ein bisschen mehr Yum-Yum in sich rein. So wie Orhan, dessen Jacke vor Dreck steht und immer aufgeht. Wie Tobi, der sich mit schwarzer Farbe einen Bart ins Gesicht gemalt hat, weil er gerne ein Wikinger wäre. Mädchen wie Jasmin und Daniela, die einen Gesichtsausdruck wie Jungs haben. Oder Cassandra, die jede Hand greift, die sie kriegen kann. Es gibt Gegenden, in denen sich diese bunten Tüten häufen. Geschmacksrichtung: Kindheit auf der Veddel, dem vergessenen Stadtteil Hamburgs, drei S-Bahn-Stationen vom

Jungfernstieg entfernt, der glänzenden Einkaufsmeile der Stadt.

Die Veddel ist eine Insel in der Elbe, umgeben vom Hafen mit seinen Frachtern und seiner Industrie, und bildet eine scheinbar unüberwindbare Grenze für die gut 4500 Menschen, die hier wohnen. Die roten Klinkersiedlungen wurden in den Zwanzigerjahren des letzten Jahrhunderts hochgezogen, um die Bewohner der Altstadt umzusiedeln, die Hafener- und Ölarbeiter, deren Wohnungen neuen Kontorhäusern weichen mussten. Die Klinkerhäuser sind hübsch anzuschauen, es ist charmant und fast dörflich, wie sie es sich in der Abendsonne vor den Kränen und Schornsteinen des Hamburger Hafens gemütlich machen. Wäre da nicht dieses Gefühl der Trostlosigkeit, das in allen Siedlungen entsteht, um die sich eine Stadt nicht mehr wirklich kümmert.

Die Kinder kommen freiwillig, und sie kommen sicher nicht allein wegen des Essens.

Seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs scheint sich niemand mehr um die Veddel zu kümmern, Anfang der siebziger Jahre starben die ursprünglichen Bewohner langsam weg oder zogen woanders hin, der Einzelhandel bekam immer größere Schwierigkeiten, und die günstigen Sozialwohnungen boten eine gute Gelegenheit, um Gastarbeiter unterzubringen. Aber ein Stadtteil, in dem sich viele fremd fühlen, kann kaum zu einem Zuhause werden. Wer kann, zieht wieder weg. Die Bevölkerungsstruktur heute: 60 Prozent Ausländer, 15 Prozent der Deutschen, die hier wohnen, bekommen Sozialhilfe. Über den Plan, ein Studentenwohnheim zu bauen, eine Möglichkeit zu finden, den Stadtteil zu beleben, wird zwar seit Jahren nachgedacht, umgesetzt wurde er aber bisher nicht, 1999 schloss die letzte Sparkassenfiliale. Geblieben sind Lebensmittel-Discounter, ein paar Kioske, ein Haufen Kinder, und frische Milch ist schwer zu bekommen.

Auf der Veddel ist fast ein Viertel der Bewohner jünger als 14 Jahre, ein doppelt so hoher Anteil wie im übrigen Hamburg. Da könnte man jetzt anfangen, blöde Rech-

nungen aufzustellen und zu sagen: Macht also halb so viel verfügbare Aufmerksamkeit wie im Rest der Stadt, und wenn man weiß, dass besonders die deutschen Familien fast alle zerrüttet sind, und dass es da, wenn überhaupt, nur noch einen Elternteil gibt, dann rechnet man die zu vergebende Aufmerksamkeit weiter runter und denkt: um Himmels Willen. Das ist eine deprimierende Rechnung, schauen wir uns also lieber die bloßen Zahlen an. Auf die gut 4500 Menschen, die auf der Veddel leben, kommen rund 1000 Straftaten pro Jahr, zwei Ärzte, eine Apotheke, drei Kindergärten und die Grund- und Hauptschule am Slomanstieg, weiterführende Schulen gibt es nicht.

In der Slomanschule werden Kinder aus 26 verschiedenen Nationen mit 32 unterschiedlichen Sprachen unterrichtet, und die Lehrer dort können vermutlich in fast so vielen Zungen „Auf Wiedersehen“ sagen, wie der Papst „Frohe Ostern“. Im Keller der Schule gibt es einen Gang, am Ende dieses Gangs ist ein einen Raum, vor dem Raum liegen zehn, fünfzehn Jacken auf dem Boden und es riecht nach Essen. Das, was hier stattfindet, nennt sich „Pädagogischer Mittagstisch“ und dort versuchen jeden Tag nach Schulschluss zwei Menschen ein Mindestmaß an Familie zu schaffen, nämlich ein warmes Essen zu geben, zu spielen, zuzuhören, in den Arm zu nehmen, und wenn irgendwer zugibt, dass er Hausaufgaben aufhat, dann auch, dabei zu helfen. Betrieben wird der Mittagstisch vom Internationalen Bund, einem freien Träger für Jugendbildungs- und Sozialarbeit, das Geld kommt von der Hamburger Behörde für Soziales und Familie.

Türkhan Yildiz ist Erzieherin, 37 Jahre alt, Mutter von drei Kindern und leitet den Mittagstisch auf der Veddel. Außerdem umfasst ihr Job noch Familienbetreuung und Migrationshilfe für türkische Familien, wobei diese Familien meist intakt sind und kein Vergleich zu dem, was sich in den

deutschen Familien abspielt, wenn die Mütter oder Väter alleine sind, in der zweiten Generation arbeitslos und immer wieder zuschlagen, weil Schläge das sind, was auch sie vom Leben bekommen haben. Die Kinder dieser Eltern sind es, die zum Mittagessen in der Schule bleiben, weil alles besser ist, als zu Hause zu sein.

„Es macht mich glücklich, wenn ich sehe, dass sie das bisschen Geborgenheit annehmen, das wir ihnen hier bieten können“, sagt Türkhan Yildiz. Und während sie das sagt, verschwindet für einen kurzen Moment die feine Linie zwischen den Augen der schönen, dunkelhaarigen Frau. Die Kinder kommen freiwillig, und sie kommen sicher nicht allein wegen des Essens. Das Essen wird von einem Lieferservice gebracht, und was da kommt, darauf hat keiner wirklich Einfluss, heute gibt es Naturreis und Biospinat auf indisch mit Quark. Kinder essen aber lieber Spaghetti.

„So wie das aussieht, würde ich es auch nicht essen“, sagt Ilse Unger und grinst. Ilse Unger hat selbst eine kleine Tochter und ist eine von den Honorarkräften, die sich abwechseln und Türkhan Yildiz jeweils einen Tag in der Woche unterstützen. Später am Nachmittag wird sie Äpfel schälen und Kekse verteilen, damit die Kinder überhaupt irgendwas anderes zu sich nehmen als zerbröselte Nudelsuppen. Aber das Essen auf Teller zu tun ist nicht der wichtigste Job, den die beiden Frauen hier erledigen. Denn auch wenn die grün-weiße Mahlzeit eher unberührt bleibt, die, die diesen Raum betreten, bleiben es nicht. Es dauert keine Minute, und die Kinder kleben einem am Körper. Da ist Denise, sie ist sechs Jahre alt, und redet nur deshalb so laut, damit sie auch ja nicht überhört wird, damit ihr die Aufmerksamkeit entgegengebracht wird, die jedem Kind gebührt. Sie lebt alleine mit ihrer Mutter. Zu Hause sei es immer so langweilig, erzählt sie, sie hätte zwar Spielsachen und ein Puppenhaus, aber keiner würde mit

ihr spielen. Sie schaut immer nur fern. „Mein Papa“, sagt Denise, „mein Papa, der hat mir schon mal versprochen, dass er mich besucht.“ Versprochen. Einmal. Und gebrochen. Wenn sie so erzählt, ist das dieses Kleinmädchenerzählen, mit weit aufgerissenen Augen und hektischem Ein- und Ausatmen, dieses „und dann, und dann, und dann“, und während es aus ihr rausprudelt, greift sie sich eine Hand oder besetzt einen Schoß. Ganz vorsichtig tut sie das, heimlich. Da ist Cassandra, die Freundin von Denise, die als Einzige von den Kindern hier noch beide Elternteile hat, wo Vater oder Mutter noch nicht weggelaufen sind. Sie erzählt gar nichts von zu Hause, nur, dass sie einen Hund haben. Und: „Können wir deine Tasche zusammen tragen?“

Daniela ist auch sechs, hat eine glänzende lila Plastikjacke an und ein sehr hübsches Gesicht, wären da nicht die raspelkurzen Haare, die so kurz sind, seit sie Läuse hatte. Jasmin ist neun, hat lange Haare und ihr Blick wechselt zwischen Granit und Sehnsucht nach Seifenblasen. Die beiden hängen Arm in Arm auf der Fensterbank, Daniela hat den Kopf an Jasmins Schulter gelegt, beide recken den Mittelfinger in die Höhe und lachen sich kaputt. Daniela wohnt gleich hinterm Elbdeich in einem der Klinkerhäuser. Klingelt man, macht eine Cousine auf, die Mutter ist nicht da, und auch die beiden älteren Schwestern, die stupide vor dem Fernseher hängen, haben keine Ahnung, wo die jetzt wieder ist. Arbeiten sicher nicht. Und dann diese blonden Jungs. Drei Brüder. Tim ist zehn, Tobias acht und Kevin ist sieben Jahre alt. Alle drei waren schon im Heim, aber dann sollte es noch mal versucht werden, mit der Familie. Vor ein paar Monaten ist die Mutter abgehauen, weil ihr Mann sie ständig geschlagen hat. Sie hat Tim, Tobi und Kevin zurückgelassen, und auch die beiden jüngeren Geschwister, zwei Jahre und acht Monate alt. Die sind inzwischen bei Pflegeeltern. Und die drei Jungs alleine

Offiziell zu cool, um in den Arm genommen zu werden. Schön, wenn man da mal tricksen kann.

mit ihrem Vater, einem heillos überforderten Alkoholiker. Tobi, der sich einfach einen fremden Arm nimmt und um seine Schultern rumlegt, kann grinsen, dass es einem das Herz zerreißt. Er sagt: „Ich mag das Lied von Nelly, das ist ein Liebeslied, kennst du das?“ Er schmiegt sich richtig ran, übt sanften Druck aus, als wolle er in einen reinkriechen. Die anderen verarschen ihn, weil er neulich zugegeben hat, dass er in Patricia verliebt ist, ein Mädchen, das nicht mehr zum Mittagstisch kommt. Und Cassandra sagt: „Der Tobi ist in viele verliebt.“

Es ist erstaunlich, wie Türkhan Yildiz es nur durch gutes Zureden schafft, dass Daniela und Orhan, der einzige türkische Junge hier, doch tatsächlich für eine Viertelstunde ihre Hausaufgaben machen. Weil die Kinder angespannt sind wie Flitzbögen, weil sie fast durchdrehen, bei allem, weil sie irgendwie völlig aus dem Lot sind, als hätten sie schwankenden Boden unter den Füßen. Gern würde Türkhan Yildiz mit den Kindern auch mal weg von der Veddel, einen Ausflug machen, in den Zoo vielleicht, oder zum Schwimmen. Etwas unternehmen, was andere Kinder eben auch tun. Aber dafür reicht das Geld nicht. Türkhan Yildiz kann für jedes Kind nur einen Euro und 34 Cent an jedem Schul- oder Ferientag ausgeben, Geld für Essen und Spielsachen gibt es extra. Ausflüge sind damit nicht drin, und neben dem Geld liegt das auch daran, dass es Türkhan Yildiz an Mitarbeitern fehlt, eine Honorarkraft als Unterstützung reicht nicht. „Mehr als ein bisschen Wärme kann ich den Kindern mit unseren begrenzten Möglichkeiten gar nicht geben“, sagt sie. Gerade weil die Kinder schwierig seien, bräuchten sie aber eine intensive Einzelbetreuung, intensiver als Türkhan Yildiz sie ihnen geben kann, in den wenigen Stunden jeden Tag.

Am Nachmittag, beim Spielen an der Elbe, beim Stöcke ins Wasser werfen und dem Versuch, Enten zu streicheln, steigen Tim und Kevin auf eine Mauer, von der sie locker selber wieder runter kommen würden, nur um zu sagen: „Kannst du uns runterheben?“ Und als sie runtergehoben



von links: Daniela, Jasmin, Tobi



Cassandra

werden, lassen sie die Arme für ein, zwei, drei Momente länger um den Hals gelegt, als nötig wäre. Die beiden sind offiziell zu cool, um in den Arm genommen zu werden. Aber irgendwie ist es dann halt doch schön, wenn man da mal ein bisschen tricksen kann.

Es ist fast wie mit allen anderen Kindern auch, als sie da so am Wasser rumtoben, wie sie in die Sonne blinzeln, „Schau mal, schau mal her!“ rufen, wie sie sich freuen, dass sie wichtig sind, und dass hier ein paar alte Stühle rumliegen, die man ins Wasser werfen kann, wie sie über die Geräusche kichern, die die Möwen machen, und wie sie den Wind durch ihre Zahnlücken pfeifen lassen. Aber es gibt zwei kleine Unterschiede. Erstens: Wenn es Ärger gibt, wird sich so-

fort aufs Maul gehauen, wird getreten und nachgetreten und gebrüllt, dass hier gleich die Mutter gefickt wird, vom Vater, vom Bruder oder von einem selbst. Der übliche Umgangston auf der Veddel halt. „Da kommt dann die Enttäuschung raus“, sagt Türkhan Yildiz. Die Wut über das, was zu Hause passiert und auf alles, auf die Eltern, auf dieses Viertel, auf die Straße.

Zweitens: Alle sind zu dünn angezogen. Ja, klar, spielende Kinder sind aufgeregt und fast immer zu dünn angezogen, sie haben Wichtigeres vor, als auf ihre Jacken und Mützen zu achten, das ist nichts Besonderes. Kinder halt. Mit glänzenden Augen, mit Lachen, Schreien, Rennen und fliegenden Fahnen. Aber mit dem Wissen, dass nicht nur ihre Klamotten mager sind, sondern auch ihre Zukunftsaussichten, bekommt so eine durchgescheuerte Hose doch eine andere Qualität.

Später, auf der Straße, sind da noch zwei blonde Mädchen, die Schwestern Vivian und Lisa-Marie, klein und dünn und blass, und wer es aushält, in ihre Gesichter zu schauen, sieht, dass sie Ringe unter den Augen haben. Sie sitzen auf den Steinen und lächeln, und dieses freundliche Lächeln tut so weh, man möchte sofort Butterbrote schmieren oder ein Puppenhaus bauen oder zumindest eine große Tasche dabeihaben, um die beiden da einfach reinzustecken und heimlich fortzutragen.

„Ach“, sagt Vivian, bevor sie überhaupt was gefragt werden kann, „ach, mein Papa, der tut mir schon immer ganz schön Leid, der muss die ganze Nacht am Hafen arbeiten, der Arme.“ Und du? Wem tust du Leid? Wer hat dich lieb? Wer nimmt dich in den Arm, wer hört dir zu, wer freut sich, wenn du gerne zur Schule gehst? Du bist hier draußen auf den Steinen, obwohl es minus fünf Grad hat und gleich dunkel wird. Du hast Ringe unter den Augen, zehn Kilo Untergewicht und du hast deine kleine Schwester an der Hand, die aussieht wie ein Vogel, der aus dem Nest gefallen ist. ✕

Der Pädagogische Mittagstisch auf der Veddel:

Der so genannte „PäMi“ wird vom Internationalen Bund ausgerichtet und montags bis freitags, immer von 13 bis 16.30 Uhr, in der Schule im Slomanstieg angeboten, für jedes Kind, das die Schule besucht. Der Mittagstisch

kostet 15,34 Euro im Monat. Die Eltern müssen diesen Betrag selber zahlen, er geht also im Regelfall von der Sozialhilfe ab. Das ist vielleicht der Grund dafür, dass es Kinder gibt, die das warme Essen dringend nötig hätten, aber nicht zum Mittagstisch kommen.

Der Internationale Bund: Der IB ist ein großer freier Träger der Jugend-, Sozial- und Bildungsarbeit. Rund 12.000 Mitarbeiter betreuen in über 700 Einrichtungen und an mehr als 300 Orten deutsche und ausländische Kinder, Jugendliche und Erwachsene. Der IB bietet Einzel-,

Familien- und Gruppenbetreuung an und ist unter folgender Adresse zu erreichen: Internationaler Bund Zentrale Geschäftsführung Burgstraße 106 60389 Frankfurt am Main Telefon: 069 / 94 54 50 www.internationaler-bund.de

Sinnvolle Sorgenbrecher

Deine Eltern drehen am Rad, dein bester Freund ist im Urlaub und selbst der Streber aus der Parallelklasse will nicht mir dir reden. Es gibt Menschen, die dir helfen – auch dann, wenn es richtig blöd läuft. Eine Auswahl wichtiger Anlaufstellen bei Familienproblemen.

Text: Susanne Klingner

KINDERSCHUTZ-ZENTREN

Deutschlandweit gibt es 24 Kinderschutz-Zentren. An sie kannst du dich wenden, wenn du Probleme in der Schule oder mit deiner Familie hast oder von Zuhause weggelaufen bist. Psychologen, Pädagogen oder Sozialarbeiter kümmern sich um dich. Alle Gespräche bleiben vertraulich. Nur wenn du zustimmst, wird dein Problem mit den anderen Beteiligten, zum Beispiel deinen Eltern, besprochen. Alle Kinderschutz-Zentren in Deutschland findest du unter www.kinderschutz-zentren.org. Bei akuten Sorgen und Problemen kannst du dich an die bundesweit gültige und kostenlose Notrufnummer 0800/1 11 03 33 wenden.

DEUTSCHES KINDERHILFSWERK (DKHW)

(Leipziger Straße 116-118, 10117 Berlin, Tel.: 030/3 08 69 30) dkhw@dkhw.de, www.dkhw.de

Das DKHW setzt sich vor allem für die Vernetzung der verschiedenen Projekte ein, die sich für Kinder engagieren. So richtet das DKHW zum Beispiel den jährlichen Weltkindertag in Berlin aus. Ein besonderer Schwerpunkt der Arbeit ist die Medienkompetenz bei Kindern. Das DKHW gibt die Kinderzeitung „Rabat“ heraus (zu finden unter www.kindersache.de).

PRO FAMILIA

(Stresemannallee 3, 60596 Frankfurt am Main, Tel.: 069/63 90 02)

Pro Familia kümmert sich seit 1952 um sexuelle Aufklärung und Familienplanung. Deutschlandweit gibt es über 160 Beratungsstellen. An sie kannst du dich wenden, wenn du nicht mit deinen Eltern über Sex oder Probleme mit deinem Körper reden möchtest, wenn du Hilfe bei einer ungewollten Schwangerschaft suchst oder wenn dir sexuelle Gewalt angetan wird. Die für dich nächste Pro Familia-Stelle kannst du unter www.profamilia.de finden oder unter der Telefonnummer 069/63 90 02 erfragen.

SCHÜLERNOTRUF ONLINE

Unter www.schueler-notruf.de kannst du für dein Problem anonym Hilfe bekommen. Alles was du schreibst, wird vertraulich behandelt. Es werden verschiedene Oberthemen wie zum Beispiel Magersucht, Mobbing durch Mitschüler, sexuelle Belästigung oder Zeugnisängste angeboten. Du wählst die für dich in Frage kommende Rubrik aus und beschreibst per E-Mail dein Problem. Angeben musst du nur deine E-Mail-Adresse. Deine Anfrage wird an Fachkräfte weitergeleitet, spätestens nach 48 Stunden bekommst du von ihnen eine Antwort zugeschiedt.

DEUTSCHER KINDERSCHUTZBUND

(Hinüberstr. 8, 30175 Hannover, Tel.: 0511/30 48 50)

Der Deutsche Kinderschutzbund ist der Dachverband aller Organisationen, die sich um die Rechte von Kindern und Jugendlichen kümmern. Er setzt sich an 420 Orten in Deutschland dafür ein, dass Missstände in Sachen Kinderrechte behoben werden. Er ist also deine persönliche Lobby in der großen Politik, auf Anhörungen im Bundestag ist er genauso vertreten wie vor Ort in verschiedenen Projekten. Die Landes- und Kreisverbände kümmern sich um konkrete Fragen und Probleme, du findest sie in einer Datenbank unter www.kinderschutzbund.de.

HILFE BEI SEXUELLEM MISSBRAUCH

Zartbitter Köln (Sachsenring 2-4, 50677 Köln), Wildwasser e.V., Berlin (Mehringdamm 50, 10961 Berlin, Tel.: 030/7 86 50 17 und Dirksenstraße 47, 10178 Berlin, Tel.: 030/2 82 44 27) Kinderbüro Frankfurt am Main (Schleiermacher Straße 7, 60316 Frankfurt/Main, Tel.: 069/21 23 90 01)

An diese Stellen können sich Mädchen und Jungen, auch anonym, wenden, die sexuell missbraucht werden. Der Wildwasser e.V. Berlin (www.wildwasser-berlin.de) hat zudem anonyme Zufluchtswohnungen, die 12- bis 18-Jährige bis zu sechs Wochen nutzen können. Zartbitter (www.zartbitter.de) vermittelt Therapien zur Bewältigung des Erlebten. Das Kinderbüro (www.kinderbuero-fm.de) stellt auch einen juristischen Beistand zur Seite, wenn es zu einem Gerichtsverfahren kommt. Bei allen Anlaufstellen gilt: Wie viel du von dir erzählst, bestimmst du selbst. Alle Betreuer und Betreuerinnen unterliegen der Schweigepflicht.

PRO KIDS E.V.

(Kurt-Schumacher-Straße 2, 45697 Herten, Tel.: 02366/30 33 03, www.prokids-buero.de), Ombudsmann München (Tel.: 089/23 32 44 42 oder 23 32 56 55, kinderbeauftragte.soz@muenchen.de)

Zumindest in einigen Städten gibt es Organisationen, die nicht nur Hilfe anbieten, wenn es schon ein Problem gibt, sondern die sich ganz allgemein für deine Rechte engagieren. Pro Kids e.V. konzentriert sich vor allem auf Kinderpolitik. Das Jugendamt der Stadt München hat einen Ombudsmann, genauer: eine Ombudsfrau, die im Streit vermitteln soll. An sie kann man sich auch wenden, wenn man Sorgen mit anderen Personen oder Probleme in der Stadt hat, aber nicht weiß, wo man Hilfe bekommt. Ombudsmänner sind in Deutschland noch relativ selten, aber das Jugendamt deiner Stadt weiß, ob es einen solchen Ansprechpartner gibt.



ERBSTÜCKE

Ob es einem der Opa anvertraut, man es am 18. Geburtstag von der Mutter bekommt oder schon von Geburt an hat – in jeder Familie gibt es etwas, das von Generation zu Generation weitergegeben wird.



Opas Thron

Als Kind habe ich meiner Oma gerne zugeschaut, wenn sie am kohlebeheizten Herd kochte. Dabei fiel mir in der Küche immer ein brauner Holzstuhl auf. Er hatte eine halbrunde, mit Blumenblättern verzierte Rückenlehne, zwei Armstützen und ein Sitzpolster aus dunkelbraunem Leder, das mit Nieten befestigt war. Niemand beachtete den Stuhl oder setzte sich darauf. Nur meine Oma warf ab und zu eines ihrer Geschirrtücher zum Trocknen über die Lehne. Mir gefiel der Stuhl. Zu Hause erzählte mir meine Mutter, dass früher nur ihr Vater, mein Opa, auf diesem Stuhl gesessen hatte. Er hatte ihn irgendwann gekauft, weil die Sitzgelegenheiten im Haus nicht reichten, wenn die ganze Familie zum Essen zusammen kam: meine Großeltern, ihre sechs Töchter, vier Söhne und die Schwiegereltern. Das Essen begann immer erst, wenn Opa seinen Stuhl aus dem Wohnzimmer geholt, ihn an das Kopfende des Küchentisches gestellt und sich gesetzt hatte. Bei ihm vorne an der Stirnseite saßen die drei Jüngsten, die seine Aufmerksamkeit auf sich zogen, weil sie noch nicht alleine essen konnten und immer viel zu erzählen hatten. Meine Mutter und ihre älteren Geschwister weiter hinten am Tisch nutzten das, um fettige Gulaschstückchen und

Brotrinden, die ihnen nicht schmeckten, hinter der Kaffeekanne oder der Salatschüssel zu verstecken. Opa, abgelenkt und weit genug weg auf seinem Stuhl thronend, bekam das meist nicht mit. Ich stellte mir diese Spiele spannend vor, zumal meine Schwester und ich zu Hause am Esstisch unter ständiger Beobachtung aßen. Dabei hätte ich so gern mal die Tomaten oder die Sülze verschwinden lassen! Wenn mein Vater, dachte ich, auf so einem thronartigen Holzstuhl sitzen würde, würde er es sicher nicht merken, und wenn doch, dann wenigstens nicht schimpfen – bei diesem Gedanken liebte ich Opas Stuhl noch viel mehr. Ich musste ihn haben. Aber weil er auf mich so geheimnisvoll und mächtig wirkte und nur für Opa reserviert schien, traute ich mich lange nicht, danach zu fragen. Als ich mit 18 Jahren von zu Hause auszog, wollte ich den Stuhl unbedingt für mein WG-Zimmer haben. Weil ich Angst hatte, dass jemand aus der Verwandtschaft den Stuhl vor mir beanspruchen könnte, fuhr ich ohne Ankündigung zu den Großeltern, fragte um Erlaubnis und packte ihn in den Kofferraum. Oma und Opa bat ich, niemandem davon zu erzählen. Sie haben sich bis heute daran gehalten. Um aber ganz sicher zu gehen, dass keines der neun Geschwister meiner Mutter auf die Idee kommt, meinen schönen Stuhl zu beanspruchen, lade ich mich seitdem nur noch bei ihnen zu Besuch ein.

Kathrin König

Das Geheimnis der Münze

Die Familie meines Vaters stammt aus dem kleinen nordgriechischen Dorf Klisochori. Mein Vater kam schon vor meiner Geburt nach Deutschland. Jeden Sommer fuhren meine Eltern mit mir zu den vielen Onkeln, Tanten, Cousins und den Großeltern, die auch heute noch in Klisochori leben und Pfirsiche anbauen. Auf meinen Opa Christos habe ich mich immer am meisten gefreut. Er erzählte die aufregendsten Geschichten und war der Einzige, der mir zur Begrüßung nicht in die Backe kniff. Ein Mal, ich war sieben Jahre alt, ritt er mit mir auf dem Esel zu den Pfirsichfeldern. Dort weihte er mich in ein großes Geheimnis ein. Opa zeigte auf eine Grube neben dem Feld, in der Mauerberge und Geröllreste waren, und erzählte, dass hier vor kurzem Ausgrabungen stattgefunden hatten. Abends, als die Archäologen weg waren, hatte er sich die alten Gemäuer selbst angesehen und dabei etwas gefunden. Während er erzählte, holte er aus seiner Tasche eine silberne Münze, nicht größer als ein Zweicent-Stück. Die sei unheimlich wertvoll, sagte Opa und legte mir die Münze als Geschenk in die Hand. Außer meinen Eltern durfte ich niemandem davon erzählen. Ich war mir nicht sicher, ob mein Opa die Geschichte nur besonders spannend machen wollte, wie es seine Art war, oder ob er vielleicht wirklich Angst hatte, Ärger mit den Behörden zu bekommen, weil er den Fund nicht gemeldet hatte. Schließlich sind die ganzen Altertümer für viele Griechen außerhalb der Städte eher lästig. Es kommt nicht selten vor, dass beim Ausheben eines Fundaments für ein neues Haus irgendwelche Tempel zum Vorschein kommen und man nicht weiterbauen darf – deshalb beginnt man mit dem Hausbau wohl gerne nachts und ohne Zuschauer. Vorigen Sommer war ich im Museum in Saloniki. Im Buchladen fand ich einen Bildband, auf dessen Cover genau meine Münze abgebildet war. So erfuhr ich, dass sie wohl wirklich sehr alt und wertvoll ist. Aber eigentlich ist mir egal, was die Münze, auf deren einer Seite das Gesicht von Alexander dem Großen abgebildet ist, wert ist. Ich werde sie sowieso nie verkaufen. Damit ich sie nicht versehentlich der Frau am Kiosk für eine Cola gebe, bewahren meine Eltern sie für mich auf. Eines Tages werde ich sie dann meiner Tochter Emma schenken. Aber natürlich werde ich sie für sie aufheben. Damit sie keinen Unsinn damit anstellt.

Thomas Kartsolis





Aussehen wie mein Vater

Blonde Haare, Sommersprossen – seit ich vier Jahre alt war, sagen alle, dass ich aussehe wie mein Vater. Da mein Vater so aussieht wie seine Brüder, heißt das, dass ich auch ein bisschen so aussehe wie meine Onkel, vor allem aber wie meine Cousins und Cousinen. Dass das mit dem Aussehen wirklich eine große Vererbungsangelegenheit ist, muss einfach jeder zugeben, der uns alle schon mal an einem Tisch versammelt gesehen hat. Denn alle haben ein schmales Gesicht, blonde Locken und gerade Nasen, nur meine Mutter und meine Tanten nicht. Dabei hätte ich eigentlich gerne wie meine Mutter ausgesehen, die immer eine große Schönheit war. Andererseits sehe ich so auch ziemlich gut aus, jedenfalls viel besser als mein Cousin Hanno zum Beispiel, woran man sieht, dass das mit der Schönheit nun wieder nicht vererbbar ist.

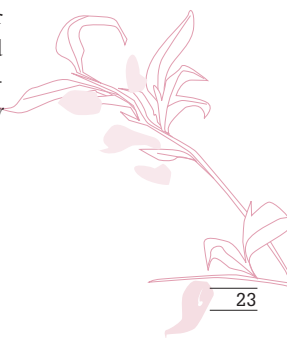
Eva Marz



Die Spieluhr des Kaisers

Meine Tante lebte in einer Villa mit parkähnlichem Garten in Hamburg. Weil sie keine Kinder hatte, wohnte sie dort mit zwei Dutzend chinesischen Seidenhühnern, die aussahen wie Riesenschneeflocken, und mehreren Pfauen, Fasanen und Mandarinenten. Wenn Tante Hilde nicht gerade mit dem Kassettenrekorder zwischen den Vögeln stand, um sie mit Vadder Abrahams Schlumpfliedern zum Eierlegen zu animieren, beschäftigte sie sich mit Buddhismus und Astrologie. Sie hatte einen Haus-Astrologen namens Doktor Maurin, der in ihr eine dankbare Abnehmerin für Gutachten über Familienmitglieder und Affären in spe fand. Ihre neuesten Erkenntnisse teilte sie mir gerne nachmittags am Telefon mit. Bis dahin hatte sie ihre tägliche Flasche Champagner schon halb geleert. Das machte sie redselig, so dass ich nicht nur Interessantes über die Zukunft meiner Eltern erfuhr, sondern auch schillernde Geschichten aus der Zeit, als meine Tante noch weltreisend das Erbe meines Onkels Werner unter die Leute brachte. Einmal erzählte sie mir von Peking, Anfang der 60er Jahre. Sie hatte sich nach einem Tempel-Besuch verlaufen, und eine alte Chinesin zeigte ihr den Weg zurück zum Hotel. Als meine Tante sie dafür zum Abendessen einlud, erfuhr sie, dass ihr die Zofe des letzten Kaisers gegenüber saß. Sie verstanden sich prächtig, und zum Abschied gab die Zofe meiner Tante eine Spieluhr mit, die aus dem Kaiserpalast stammte. Diese Spieluhr schenkte mir Tante Hilde zum zwölften Geburtstag. Die tanzende Ballerina nannte ich Kim (wegen der Wilde), und in dem Fach, in dem die Technik für die Musik und das Tanzen von Kim steckte, war noch Platz für das Foto des Jungen, in den ich verliebt war, und den gefälschten Schülerschein. So war sie auch noch praktisch, die Spieluhr des Kaisers. Ich hatte noch nie etwas so Wertvolles besessen. Bis vor kurzem nicht. Denn als ich die kleine Kiste für dieses Foto aus der Vitrine nahm, bemerkte ich zum ersten Mal den Aufkleber unter der Aufziehkurbel, der nicht sehr kaiserlich aussieht. „Made in Taiwan“ steht darauf. Tante Hilde ist vor zwei Jahren gestorben. Leider kann ich sie nicht mehr fragen, ob sie mit der Zofe, dem Kaiser und allem nicht ein bisschen übertrieben hatte. Aber die Pfau, die Seidenhühner und der Champagner, die waren echt. Ganz bestimmt.

Alex Pieper





Geplatzter Traum

An meinem 18. Geburtstag nahm mich meine Mutter beiseite und setzte einen wichtigen Blick auf. „Hör mal“, sagte sie, „du weißt, dass wir nicht reich sind.“ Genau. „Wir können dir keine teuren Geschenke machen.“ Ja. „Aber dieser Ring hier“, sagte sie, „der ist das Wertvollste, was ich zu verschenken habe.“ Der Ring blitzte an der linken Hand meiner Mutter seitdem ich denken konnte und war schon immer unser Familienschmuck. Er stammt ursprünglich von meiner Großtante Irma, die hatte ihn von ihrem früh verstorbenen Mann Ferdinand bekommen, bevor er in den Krieg ziehen musste. Wo der ihn wiederum her hatte, weiß niemand zu erzählen. Das gute Stück war mal ein Ehering gewesen, aus schlichtem Gold, auf der Innenseite hat jemand die Zahl 1897 eingravieren lassen, und die Initialen L.C., die nichts, aber auch gar nichts mit unserer Familie zu tun haben. Als Irma den Ring bekam, hatte er es schon ordentlich zu was gebracht: Er war mit Irgendjemandes Zahngold verschnörkelt worden, und in der Mitte prangte ein großer roter Stein. „Unser Rubin“, sagte meine Mutter immer, und dann waren alle stolz. Diesen Rubin bekam ich also geschenkt, mit der Ermahnung, immer gut darauf aufzupassen.

Ein Jahr nach meinem 18. Geburtstag kam der Juwelier wieder aus dem Knast. Er hatte acht Jahre gesessen, der Juwelier unserer kleinen Stadt, der des Doppelmordes an seiner hoch-

schwangeren Frau und ihrem ungeborenen Kind überführt und verurteilt worden war, und über den man sich gerne mal das Maul zerriss. Und jetzt, wo er raus war und wieder im Laden stand, wollten ihm alle in die Augen sehen. Meine Mutter liebte den Ring aus: „Ich geh’ da jetzt mal hin und lass unseren Rubin schätzen.“ „Frau Buchholz“, sagte der Juwelier, „wäre das hier ein Rubin, könnten Sie ihn nicht einfach so mit sich rumtragen, sondern müssten ihn in einen Tresor legen.“ Meine Mutter hatte gar nicht richtig zugehört, sie war viel zu sehr mit der Frage beschäftigt gewesen, ob man einem Menschen einen Mord jetzt eigentlich ansieht oder nicht. „Wie bitte?“, fragte sie. „Na ja“, sagte der Juwelier, „der wäre Zehntausende wert, anders gefasst und hätte ganz sicher nicht diesen kleinen Kratzer hier. Das Ding ist maximal ein paar Hundert wert, für Liebhaber von alten Glassteinen, es gab da mal so eine Mode, am Anfang des Jahrhunderts ...“ So platzte der Traum vom bescheidenen Reichtum unserer Familie.

Seither ist meine Mutter eher einsilbig, wenn wir über den Ring sprechen. Ich trage ihn trotzdem, Tag und Nacht, weil ich glaube, dass es Unglück bringt, Dinge gering zu schätzen, nur weil sie nicht viel Geld wert sind. Ich wette, würde ich ihn ablegen, würde ich sofort überfahren werden, mein Freund hätte bald eine andere und St. Pauli würde dann wohl absteigen. *Simone Buchholz*



Ein Name wie ein Fürstentum

Moorstedt ist ein wildes Land. Ein kleines Fürstentum hoch in den Bergen. Dunkle Tannen fressen dort das Sonnenlicht, in den Wäldern soll es Elfen und Zwerge geben; auch Wölfe mit roten Augen hat man schon gesehen.

Moorstedt gibt es nicht. Es ist ein fiktives Land, Teil eines Fantasieuniversums, Puzzleteil im Rollenspiel „Das schwarze Auge“. Und dann ist Moorstedt noch mein Name. Sonst bedeutet Moorstedt nichts. Sagt Google. Der Nachname ist wie Haut- oder Augenfarbe, es ist etwas, das man erbt: ein Sozialgen. Es ist das Erste, was die Leute von dir wissen wollen, und das Erste, was du ihnen von dir erzählst. Wichtig ist, wie es klingt: „Moorstedt – ja, so wie das Feuchtgebiet und dann S-T-E-D-T.“

Genau genommen ist mein Name wie das kleine Fürstentum eine Erfindung. Als mein Großvater 1945 aus Schlesien nach Bayern kam, hieß er noch Morawietz. Er nahm eine Stelle bei der US-Armee an und musste seinen Namen ändern. Morawietz klang zu russisch. Moorstedt ist ein Name ohne Geschichte, 1945 geboren. Kein schlechter Anfang.

Ich frage mich oft, was meinem Großvater an unserem Namen wohl gefallen haben mag, ob er ihn lieber hatte als den alten, ob er sich der Verantwortung bewusst war, die er da trug, für seine Erben. Was wäre besser gewesen? Was würde ich wählen? Beckenbauer. Gallagher. Namen sind Zeitgeist – die hätten damals nichts bedeutet.

Vor ein paar Jahren fuhr ich mit meinem Vater und meinem Bruder durch Polen. In Kirchen und Gemeindearchiven suchten wir nach Spuren unserer Familie, nach dem Namen Morawietz. Wir blättern durch Kirchenbücher, vergilbte Seiten, wir fanden Geburts- und Sterbeurkunden, ein paar alte Fotos. Die alten Bücher waren wie Geschichtsbücher: fremde Namen, tote Menschen. Tusiek hieß ein Mann auf einem blassen Foto – unser Ururgroßvater. Er hatte lange Haare, ein schmales Gesicht. Mein Bruder sieht ihm sehr ähnlich. Der Mann mit dem Gesicht meines Bruders hat uns etwas vererbt, seine Gene eben, der Name Tusiek hat nicht überlebt. Moorstedt, das sind für mich vier Gesichter, meine Eltern, mein Bruder und ich. Es ist etwas, das ich mit ihnen teile. Nur mit ihnen – und den Rollenspielern.

Tobias Moorstedt





Und dann macht der Lamborghini Abitur

Die Entscheidung, ein Kind zu bekommen, hängt neben anderen Dingen auch an: Geld. Von der Geburt bis zur Volljährigkeit kann Nachwuchs leicht so viel kosten wie ein Luxus-Sportwagen.

ELEMENTARTEILCHEN

In Familien leben nach dem Verständnis der amtlichen Statistik alle Ehepaare und Alleinerziehenden mit ledigen Kindern im gleichen Haushalt. Auch Ehepaare ohne Kinder und solche, deren Kinder nicht mehr im Haushalt leben, zählen dazu.

2002 lebten **81,5 Millionen** Menschen in Deutschland, davon lebten **38,4 Millionen** als Paar mit Kindern, **22,4 Millionen** als Paar ohne Kinder und **13,5 Millionen** lebten allein (**7,8 Millionen** Frauen und **5,7 Millionen** Männer).

Im Jahre 2001 lebten in Deutschland über **14 Millionen** Menschen in Einpersonenhaushalten. Fast **13 Millionen** Menschen lebten zu zweit in einem gemeinsamen Haushalt. **5,5 Millionen** Menschen lebten in 3-Personenhaushalten, **4,3 Millionen** Menschen in 4- und **1,6 Millionen** Menschen in 5- und mehr Personen-Haushalten, das heißt, nur **2 Prozent** der deutschen Bevölkerung leben in Haushalten mit drei oder mehr Generationen.

15 Prozent aller Familien in Deutschland sind Ein-Eltern-Familien. Davon sind die meisten (**85 Prozent**) alleinerziehende Mütter.

Im Jahre 2001 wurden in Deutschland **389.591** Ehen geschlossen.

57 Prozent der deutschen Bevölkerung wohnen in Familienhaushalten mit Kindern. Vor 25 Jahren waren es noch **72 Prozent**.

84 Prozent der Kinder bekommen regelmäßig Taschengeld: monatlich im Schnitt zwischen 17 Euro (13- bis 14-Jährige) und 25 Euro (14- bis 17-Jährige).

10,7 Prozent der Kinder leben unterhalb der relativen Armutsgrenze, das heißt in Haushalten, die weniger als die Hälfte des durchschnittlichen Monats-Einkommens zur Verfügung haben, also weniger als rund 700 Euro.

AUSFLÜGE UND EINTRITTE.....	6132 EURO
KINDERMÖBEL.....	6136 EURO
BABYPFLEGE.....	6138 EURO
BABY-SITTING.....	6903 EURO
ZUSÄTZLICHE MIETE FÜR DAS KINDERZIMMER.....	7154 EURO
VERSICHERUNGEN.....	7388 EURO
SONSTIGES.....	9198 EURO
KLEIDUNG.....	9824 EURO
FAMILIENURLAUB.....	14.322 EURO
SPIELSACHEN.....	15.345 EURO
DIE AUSBILDUNG.....	18.408 EURO
EIN GRÖßERES AUTO.....	27.612 EURO
LEBENSMITTEL.....	46.008 EURO
INSGESAMT:	180.560 EURO

Die Angaben beruhen auf einer Modellrechnung der Securitas Versicherungen.

Ausnahmetatbestand Kind

Ein Gespräch mit Bundesfamilienministerin Renate Schmidt über ihre Familie, über Kinder und Karriere und darüber, warum man so selten etwas von ihr hört.

Interview: Marian Blasberg/Matthias Eggert Foto: Olaf Tiedje

Frau Ministerin, nach dem Gewinn der Meisterschaft wurde der Platzwart von Borussia Dortmund gefragt, ob dies der schönste Tag in seinem Leben sei. Er antwortete: „Nee, der schönste Tag ist immo Familie“. Stimmen Sie zu?

Ja, auch wenn mich Fußball nur interessiert, wenn der 1. FC Nürnberg spielt. Für mich ist die Familie im Vergleich zu allen anderen Möglichkeiten immer das Schönste. Ich mag es, vertraute Menschen um mich zu haben, mich fallen zu lassen. Man redet und ist füreinander da.

Allzu oft haben Sie dazu allerdings nicht Gelegenheit.

In der Tat. 70- oder 80-Stundenwochen sind für mich keine Seltenheit. Da bleibt meist nur ein Tag am Wochenende, den ich mit der Familie verbringen kann.

Lässt sich das überhaupt noch mit einer Familie vereinbaren?

Heute sind meine Kinder erwachsen, und als sie klein waren, hatte ich keine regelmäßige 80-Stunden-Woche. Heute brauche ich Zeit für meinen Mann und die schaufle ich auch frei. Früher ging das mit drei Kindern und Beruf nur, weil ich eine funktionierende Großfamilie hatte. Schon in den 70ern, als unser drittes Kind zur Welt kam und ich noch in der Privatwirtschaft tätig war, hat sich mein damaliger Mann entschlossen, zu Hause zu bleiben.

Warum er, nicht Sie?

Ich hatte das höhere Einkommen. Trotzdem, wenn eins der Kinder die Masern hatte, war ich zur Stelle. Und wenn richtig Not am Mann war, gab es noch die Großmutter und die Urgroßmutter.

Klingt nach heiler Welt. Hat Ihre Familie nie unter Ihrer Abwesenheit gelitten? Es hat sich zumindest niemand beschwert.

Es gab nie Konflikte?

Wo gibt es die nicht? Einmal, da war ich schon in der Politik, habe ich begonnen, meine freien Tage zu verschieben. Da hat mein Mann gesagt: Wenn dir jetzt irgendein Ortsverein wichtiger ist als wir, dann war es das. Ich habe meine Konsequenzen daraus gezogen und Familientage nicht mehr verschoben. Frauen fällt es bei Konflikten ohnehin viel leichter, sich zu ändern. Männer können Kritik an ihrer Berufstätigkeit nur sehr schwer akzeptieren.

Wie kommen Sie darauf?

Männer beziehen ihre Selbstbestätigung wesentlich aus dem Beruf. Ich glaube, ein arbeitsloser Mann leidet mehr unter der Arbeitslosigkeit als eine arbeitslose Frau. Er sitzt dann vor dem Fernseher oder macht etwas im Garten, aber eigentlich hat er das Gefühl, er sei überflüssig. Bei Frauen ist das anders, sie haben trotzdem das Gefühl, gebraucht zu werden. Das Leben einer Frau ist insgesamt viel bunter.

Das klingt sehr pauschal.

Mag sein. Aber was ist schlecht an einem Pauschalurteil? Die Frage ist doch: Woraus beziehe ich mein Selbstwertgefühl? Die Erziehung der jungen Burschen ist immer noch vorrangig auf Macht, Erfolg und Durchsetzungsvermögen ausgerichtet. Wer Selbstbestätigung aus Mitgefühl bezieht, gilt schnell als Softie. Das ist, ich will nicht sagen beschränkt, aber eingeschränkt ist es doch.

Was genau verstehen Sie unter „Familie“? Familie ist immer auch das Zusammenleben über Generationen hinweg. Familie ist unabhängig davon, ob die Eltern verheiratet sind oder nicht. Sie sind genauso eine Familie, wie wir von Familie reden, wenn Erwachsene mit ihren pflegebedürftigen Eltern zusammenleben. Es gibt Alleinerziehende und Patchwork-Familien, aber 78 Prozent der Kinder leben in Familien, bei denen die Eltern verheiratet sind und sie leibliche Geschwister haben. Wir sollten den Begriff so weit wie möglich fassen.

Warum gibt es heute so verschiedene Familienmodelle?

Die Menschen leben anders. Scheidung wird in unserer Gesellschaft nicht mehr moralisch bewertet. Es ist heute keine Schande mehr, ein nicht eheliches Kind zu bekommen.

Sind Kinder nicht inzwischen vor allem für die Rente wichtig?

Ich sehe das weniger unter dem Aspekt der



Renate Schmidt, 59, ist zum zweiten Mal verheiratet, hat drei Kinder und drei Enkelkinder. Sie war Präsidentin des Deutschen Familienverbandes. Seit Oktober 2002 ist sie Bundesministerin für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.

Altersversorgung. Ich frage mich: Was ist das für eine Gesellschaft, in der Kinder zum Ausnahmetatbestand werden?

Kinder sind ein Ausnahmetatbestand?

Sie sind die Zukunft. Es darf nicht sein, dass wir heute 38 Millionen Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen haben und im Jahr 2040 nur noch 24 Millionen, wovon dann allein die Hälfte älter ist als 45 Jahre. Eine solche Gesellschaft hätte ihre Zukunftsfähigkeit verloren. Es hätte Folgen für Forschung und Technologie, für Innovation und Wirtschaft – und auch für jeden von uns. Wir brauchen im Alter schließlich Hilfeleistungen, die können weder Immobilien leisten noch Aktiendepots.

Das klingt aber doch nach einer sehr ökonomischen Sichtweise.

Es ist ja nicht nur das. Die Sorge um die nächste Generation bedeutet auch ein höheres Maß an Zusammenhalt für diese Generation. Wir machen uns Gedanken über die Folgen unseres Handelns. Zum Beispiel die Umweltpolitik; in einer veralteten Gesellschaft ist Umweltpolitik vergleichsweise unwichtig, um nicht zu sagen unnötig, denn da, wo keine Kinder sind, wird auch keine Zukunft sein.

Muss man das den jungen Menschen erst vermitteln? Immerhin bekommt die deutsche Frau im Schnitt nur 1,4 Kinder.

Da muss man nix vermitteln. Es ist ja nicht

so, dass die jungen Menschen keine Kinder wollen.

Dann lügt die Statistik?

Nein, sie sagt nur nichts über den Kinderwunsch. Die jungen Leute wollen Kinder, sie scheitern aber oft an den Rahmenbedingungen, zum Beispiel an familienunfreundlichen Arbeitszeiten. Die Wirtschaft muss da endlich umdenken, sonst sägt sie an dem Ast, auf dem sie sitzt. Heute nicht geborene Kinder bedeuten irgendwann weniger verkaufte Autos und Waschmaschinen. Auch die Politik ist hier gefragt.

Was kann die denn tun?

Wir brauchen bessere Betreuungs- und Bildungseinrichtungen, mehr Krippenplätze, Tagesmütter und Ganztagschulen. Eine Frau, die sagt, sie will nicht arbeiten, um nur für die Kinder da zu sein, ist mir genauso lieb wie eine, die Beruf und Familie unter einen Hut bringen will. Meine Aufgabe ist es, für beide die richtigen Bedingungen zu schaffen. Ich kann und will den Menschen doch nicht vorschreiben, wie sie zu leben haben. Dort ist die Grenze, dort hat Politik sich rauszuhalten.

Sie halten sich generell viel raus. Man hört kaum etwas von Ihnen.

In Zeiten, in denen es um Krieg und Frieden geht, ist es halt schwierig, die Aufmerksamkeit auf so ein vermeintlich weiches Thema zu lenken. Wenn die Zeiten

wieder ruhiger werden, wird es auch mehr Raum für meine Themen geben.

Und dann? Sie selbst haben das Amt der Familienministerin einmal als „unmöglich“ bezeichnet. Sie dürften immer nur klagen, aber ändern könnten Sie nichts.

Ich habe tatsächlich so gut wie keine gesetzgeberischen Kompetenzen. Der Bundeskanzler hat mir gesagt, ich müsse mich halt einmischen, kommunizieren ...

... also doch klagen.

Nein, kommunizieren. Ich muss Verbündete suchen, in anderen Ressorts oder in der Wirtschaft.

Wie können wir verhindern, dass die Erziehung unserer Kinder zukünftig hauptsächlich in den Händen von Tagesmüttern oder Pädagogen liegt?

Wir müssen unsere Lebensläufe entzerren, wir brauchen ein längeres aktives Leben, Karrieremöglichkeiten auch jenseits der 45. Es sollte möglich sein, dass jemand sagt, die Zeit, die ich mit meinen Kindern verbracht habe, hänge ich halt hinten wieder dran. Wir tun heute doch noch immer so, als ob unsere Lebenserwartung bei 65 Jahren liegt, dabei liegt sie weit darüber. Wir tun so, als müssten wir alles, was ein Erwachsenenleben ausmacht, in einen Zeitraum von gut zwanzig Jahren pressen: Karriere, Familie, ein Haus bauen, einen Apfelbaum pflanzen. Das ist absurd. ✘



Foto: Tony Stone

UNTER UNS

Text: Friederike Knüpling

Ich bin die Jüngste von acht Geschwistern. Ja, genau: Meine Eltern sind Mormonen, die beide eine Latexallergie haben, und weil sich kein Mensch so viele Geburtsdaten auf einmal merken kann, feierten wir zu Hause ein Mal im Jahr Geburtstag für alle. Ganz richtig: Für das Kind, das beim Abendessen am Tischende saß, blieb selten mehr als die letzte Kartoffel übrig; wenn einer meiner Brüder ein Mädchen mitbrachte, kam sie meist schon beim zweiten Besuch als die Freundin eines anderen Bruders. Weil wir nicht genügend Betten besaßen, war Schlafen bei uns nur im schichtweise organisierten Matratzen-Horchdienst möglich; und die Schlaghosen, die schon mein ältester Bruder getragen hatte, sahen so übel gar nicht aus an mir; aber hey, wenn wir mal ehrlich sind, sitzen meine Eltern ganz schön dick auf dem ganzen Kindergeld.

So sah meine Kindheit aus, wenn auch nur in der Vorstellung von Menschen, die selber aus einer vergleichsweise kleinen Familie kommen. Wenn mich jemand fragt, wie es bei mir zu Hause war, ist es nicht besonders schwer, die Erwartungen zu erfüllen. Ich muss zum Beispiel nur die Geschichte von der Pressspanbank erzählen, die mein Vater in den Kofferraum unseres Kombis hineinzimmerte, damit noch mehr Kinder einen Sitzplatz hatten. Ich erzähle dann auch von der Klimaanlage, die er gebaut hat, weil es ab sechs Personen im Auto ganz schön heiß werden kann: Er hängte einen Ventilator, der zuvor den Bauch eines Staubsaugers gekühlt hatte, an zwei dicke schwarze Kabel. Wenn eines meiner Geschwister sagte: „Mach mal die Klimaanlage an“, hieß das, dass der, der in der Mitte saß, die Kabel aneinander halten sollte. Eine andere Geschichte handelt von dem Kollegen meines Vaters, der besorgt meine Mutter anrief, und sagte: „Du, auf eurem Autodach steht ein Buckliger mit Stichsäge und dein Mann steht ruhig daneben, soll ich was tun? Warte, jetzt hält der Bucklige in die Höhe, was er aus dem Dach gesägt hat: eine tellerrunde Platte.“ Dann meldete sich mein Vater, der erzählte: „Du, wir haben jetzt ein Autodachfenster: Der Hausmeister hat ein schönes Bullauge aus dem Segelfachgeschäft ins Dach eingesetzt.“ Großfamilien-Chaos

halt. Der größte organisatorische Unterschied zu einer Mutter-Vater-Kind-Familie war jedoch schlicht, dass bei uns notgedrungen alles ein bisschen größer, voller, lauter, mehr war. Vor allem Geschwister hatte ich eben mehr. Oft wurde ich gefragt: „Kannst du dir überhaupt alle Namen merken?“ Klar kann ich das: Der Einfachheit halber nenne ich sie „Eins“ bis „Sieben“.

7 In Bennis Zimmer war nie Unordnung, zumindest keine echte: Die Schulordner und Anziehsachen, die über Boden, Stuhl und Tisch verteilt waren, konnten monatelang an einem Platz bleiben, ohne dass er sie bewegte. Das liegt wohl daran, dass Benni keine Gegenstände braucht. Nur was atmet, bedeutet ihm etwas: Sein Bekanntenkreis könnte Mecklenburg-Vorpommern ohne weiteres ein Überbevölkerungs-Problem verschaffen, Senioren lieben ihn, die meisten meiner Freundinnen waren mal in ihn verknallt, auf Kleinkinder geht er mit der Einstellung „Okay, du bist ein bisschen jünger, aber wir verstehen uns trotzdem ganz gut“ zu, der Kater schläft in seinem Bett. Vermutlich ist er derjenige, der von uns Geschwistern die meisten Geschichten kennt. Ich weiß es nicht genau, denn er plaudert sie nicht aus. Aber jedes Mal,

wenn ich ihm das neueste Familiengenheimnis verraten will, bevor meine Mutter den offiziellen Rundruf tätigt, kennt er bereits Teil Zwei der Geschichte.

Wir anderen züchteten eine durchaus lebende Unordnung in unseren Zimmern. In regelmäßigen Abständen fanden wir dann einen blauen Müllsack vor der Tür. Das hieß: Aufräumen. Ausmisten. Wegschmeißen! Und zwar bald, sonst übernahm das meine Mutter, und das wollte niemand: Sie hatte absolut kein Problem damit, an einem einzigen Nachmittag deine gesamte Vergangenheit auszulöschen, Hauptsache: „Man kann hier endlich wieder atmen.“ Damit wir weder ersticken noch verhungerten, wuselten zudem ununterbrochen diverse „Tanten“ bei uns herum. Tante Thelen, die Chefhaushälterin, verwaltete ein Tagesbudget von 100 Mark, das sie bei Kaiser's gegenüber ausgab. Dann kochte sie und wusch im Laufe des Tages vier Maschinen Wäsche. Die bügelte Tante Werner und nähte kleine Schildchen mit unseren Vornamen in die Kleider. So wusste Tante Helga, welche Hosen in welchen Schrank gehörten, außerdem verteilte sie pro Nachmittag ein Laib Brot in Form von Marmeladenstullen an alle Kinder, die sich im Garten befanden. Meine Großmutter verbrachte den Tag Strümpfe stopfend auf dem Sofa; als kleine Fingerübung zerstückelte sie Äpfel, Bananen und Apfelsinen zu ameisenhaufengroßen Obstsalaten.

6 Katharina hat lange am Schauspiel Bonn Verfolger gefahren. Sie warf also während Theatervorstellungen Lichtkreise aus großen Scheinwerfern auf die Schauspieler auf der Bühne. Als sie aus Bonn wegzog, übernahm ich ihren Job. Am ersten Abend setzten die

4 Erst hat Frieder mir das Alphabet beigebracht und dann das wichtigste Schimpfwort meiner Kindheit. Wir saßen im Auto, ich schützte gerade die Lakritztüte mit meiner rechten Schulter, die ich vorschob, damit Benni nicht an die Katzenpfötchen rankam. „Nö, du kriegst nichts“, sagte ich. „Egoist“, sagte Benni, und ich fragte: „Was ist das, ein Egoist?“ – „Ein Arsch“, sagte Benni, „einer, der immer nur an sich denkt“, erklärte Frieder, „jetzt gib schon was ab“. Ich rückte die verdammten Katjes raus, hatte gerade mein erstes Fremdwort gelernt und schmolle demonstrativ aus dem Autofenster raus.

Also gut, beschloss ich, wenn ich nicht einer von diesen Egoisten sein darf, dann soll es auch kein anderer sein, und im selben Moment verstand ich, was ich bisher gemeint hatte, wenn ich jemanden „Kuhfladen“ oder „schwuler Spasti“ genannt hatte. Außer dass wir um halb sieben gemeinsam zu Abend aßen, gab es nur ein Gesetz bei uns zu Hause: Tu, was du tun musst, aber schade nicht der Gemeinschaft. Die Vertrauen-für-Vernunft-Nummer. Wir mussten uns die Freiheiten nicht erkämpfen, das hätte es nur uns Kindern leicht und unseren Eltern schwer gemacht. Stattdessen mussten wir im Alleingang den Punkt erkennen, an dem wir der Gemeinschaft schadeten. Bei Beachtung der Tatsache jedoch, dass jeder von uns Teil dieser zu schützenden Gemeinschaft war, blieb kaum ein Schaden übrig, den wir frei gewesen wären anzurichten. Da kann man das Schaden auch gleich sein lassen. Tatsächlich hat keiner von uns je die Nieren der kleinen Schwester an den meistbietenden Organhändler versteigert, um mal wieder eine Festtagsportion Crack einkaufen zu können, zumindest hat sich keiner dabei erwischen lassen. Möglich, dass schlicht zu viel auf dem Spiel stand.

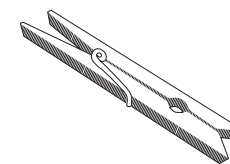
3 Moritz ist der beste Koch von uns. Wenn ich als Kind *Asterix* las, stellte ich mir die Wildschweine, die die Gallier auf der letzten Seite jeder Folge verschlingen, wie die perfekt gebräunten Vögel vor, die Moritz jedes Jahr an Weihnachten aus dem Ofen zieht. Früher läutete dann einer von uns die bechergroße Messingglocke neben der Esszimmertür und schrie „Ääs-sen-kom-men!“, den absoluten Befehl. Das Esszimmer war der einer der wenigen geschlossenen Räu-

me, in denen es nicht sofort anstrengend wurde, wenn wir alle gemeinsam darin waren. Am Esstisch war klar, warum man hier saß, dass man hier sitzen wollte und so bald auch nicht wieder aufstehen würde. Selbst Streitereien verliefen beim Essen immer irgendwie entspannt. Noch heute empfinde ich das, was während den Mahlzeiten passierte, als die perfekte Form von Geselligkeit. Sofern ich die Menschen mag, mit denen ich am Tisch sitze, ist eine Essenstafel immer der richtige Ort.

2 Als ich Uli das erste Mal mit dem Baby im Arm sah, musste ich daran denken, dass ich sie in den nächsten zehn Jahren wohl nicht ohne ihren Sohn treffen würde. Und dass sie jetzt zwei Familien hatte. Auf einmal redeten alle nur noch von Dammbrüchen, Sitzbuggies und gaumengerechten Schnullern. Wir sehen uns immer noch regelmäßig, meistens in unserem Ferienhaus, so viele eben hineinpassen, wir sind ja jetzt noch mehr Leute – in den letzten fünf Jahren sind sechs Kinder quasi aus dem Nichts aufgetaucht, zumindest für meine Begriffe. Zu Weihnachten und Urlaubs-Reisen lädt meine Mutter uns schriftlich ein. Sie druckt dann auf dem Papier mit dem Briefkopf der Arztpraxis meiner Eltern einen Serienbrief aus, in dem sie um Zu- und Absagen bis zu einem festgelegten Termin bittet. Meistens können nur die drei Ältesten, diejenigen nämlich, die Kinder haben, voraussagen, was sie am angegebenen Datum in drei Monaten vorhaben. Ich weiß selten so genau, was ich in drei Tagen tun werde, und steige einfach in den ICE, wenn ich Zeit habe.

1 In meiner ersten Kindheitserinnerung begleite ich Christian die Einfahrt herunter zu seiner Abiturklausur. Schnitt – als Nächstes renne ich auf ihn zu, er kommt das erste Mal aus München zu Besuch. Er war der Erste, der sein Studium beendet hat; er kaufte sich eine Wohnung, als ich gerade meine erste Miete überwies; seine Firma gibt es länger als mein erstes Paar Riemenschuhe mit Absatz. Er ist sechzehn Jahre älter als ich. Manchmal hätte ich gern gesagt: „Moment mal, ich bin noch bei der Suppe, könntet ihr bitte mit dem Hauptgang auf mich warten?“ Ich lag in ihren Betten rum und las ihre Bücher, wenn sie nicht zu Hause waren; erzählte nie von den Partys, auf die ich ging, und bekam Heimweh auf dem Schüleraustausch. Immer, wenn wieder einer zum Studieren in eine andere Stadt zog, war es zu Hause nicht mehr dasselbe; wie auf kleinen Festen, wenn sich die Gäste nach und nach müde verabschieden, nur schlimmer.

8 Dann ging ich selber von zu Hause weg, dahin, wo niemand aus meiner Familie wohnt und wo mich niemand als Knüplingskind erkennt. Ich dachte darüber nach, zu behaupten, ich sei die einzige Tochter eines Bankangestellten; ich hätte in meiner Wohnung, von meiner gesamten Familie unbemerkt, die größten LSD-Partys seit Jimi Hendrix feiern können; ich rief nur manchmal an, um vieles nicht zu erzählen. Etwa zweimal im Jahr fahre ich den Weg zurück durch halb Deutschland und treffe neben meinen Eltern eine Deutschlehrerin, drei Physiker, einen Immobilienmakler, einen Politologen und eine Ärztin, die ich nie kennen gelernt hätte, wären sie nicht meine Geschwister. Die Sprengkraft, die meine Nichten und Neffen bei einem Restaurantbesuch an den Tag legen können, erschlägt mich jedes Mal aufs Neue. Wir spielen nicht mehr Fußball auf der Wiese; wenn es Streit gibt, sind das keine einfachen Zankereien mehr; und ich finde es bald sehr anstrengend, das Wohnzimmer mit so vielen Menschen zu teilen. Aber wenn ich mal wieder nicht so genau weiß, was in meinem Leben gerade wirklich los ist, treffe ich dort etwas von mir selbst, an das mich nicht viele Menschen, die nicht dieselbe Nase haben wie ich, erinnern. Wenn ich dann wieder zurück nach München fahre, weiß ich, da ist noch was, auch wenn es sich jedes Mal verändert. Sie ist immer ein bisschen da, die Sehnsucht. ✕



www.fluter.de/film

Zu sehen gibt es viel.

Damit du nicht das Beste verpasst, sagt dir fluter.de jeden Mittwoch, was morgen in den Kinos startet. Online und im fluter.de-Filmtex.

Außerdem Tipps für dein Heimkino, Hintergründe und den Film der Woche!

Film ab!

Eine Frage der Ehre

Interview: Ute Schröder Illustration: Paso



Mit neun Jahren kam die heute 39-jährige Fatma Sonja Bläser aus einem kurdischen Dorf in Ostanatolien nach Köln. Sie wollte wie andere junge Frauen in Deutschland leben, ihre Familie beharrte aber auf den Sitten und Traditionen der Heimat. Als Fatma einen Deutschen heiratete, musste sie die Familie verlassen. Weil sie die Familienehre beschmutzt hat, erhält sie immer noch Morddrohungen.

Woran denken Sie beim Wort Familie?

Das ist für mich zunächst einfach nur eine funktionale Gemeinschaft. Wenn ich weiter denke, bedeutet sie Unterdrückung. In meiner Familie musste ich immer Verständnis haben für alle anderen, immer funktionieren. Mein Vater hat mich nie verstanden, so dass ich ihm als Kind nie mein wahres Gesicht zeigen konnte. Über unserer Familie stand immer die Ehre, die um jeden Preis bewahrt werden musste. Liebe und Geborgenheit verbinde ich nur mit meiner Mutter.

Schildern Sie eine typische Situation aus ihrer Jugend, bei der die kurdische und die deutsche Welt aufeinander prallten.

Ich kam einmal von einem Arzttermin und traf auf der Straße zufällig einen Schulfreund. Der wollte wissen, was wir in Mathe aufhatten. Mein Vater hatte im Auto auf mich gewartet und kam gleich dazu. Ohne auch nur ein Wort zu sagen, hat er mir mit aller Kraft in den Hintern getreten. Ich konnte kaum noch gehen. Mein Mitschüler wusste überhaupt nicht, was da geschieht, und hat nur gefragt: „Hey, spinnen Sie?“. Ich aber habe ihm zu verstehen gegeben, dass alles in Ordnung ist. Mitten auf der Straße vor allen Menschen so behandelt zu werden, war einfach demütigend. Aber ich durfte meine Schmerzen nicht zeigen, bloß nicht weinen. Schwäche zu zeigen verstößt schließlich gegen die Ehre.

Wie ist Ihnen dieser Spagat zwischen zwei Welten gelungen?

Bei mir war das auf dem Schulweg so: Hose an, Schleier weg, und dann fing mein Leben an. Es ging nur mit Lügen, ich war zu einer ständigen Gratwanderung zwischen Lügenwelt und Wirklichkeit verdammt. Bei diesem Druck muss man aufpassen, dass die Seele nicht kaputtgeht. Ich hatte Angst, dass ich irgendwann nicht mehr weiß, welche Welt überhaupt real ist.

Haben Mädchen aus der Türkei heute noch diese Probleme?

Konservative Eltern schlagen ihre Kinder immer noch, aber die Si-

tuation ist insgesamt nicht mehr so schlimm wie früher bei mir. Wenn türkische Mädchen heute mit ihren Freundinnen in ein Café gehen oder mit der Klasse in die Jugendherberge fahren dürfen, ist das eine enorme Freiheit, für die sie dankbar sind. Meiner Einschätzung nach trifft das aber nur auf etwa jede fünfte Mädchen zu. Alle anderen sind gezwungen, im Haushalt zu helfen, und haben deshalb zum Beispiel kaum Zeit für ihre Schulaufgaben. Allein zum Arzt dürfen auch die wenigsten Mädchen gehen.

Was ist der Unterschied zwischen Konflikten in türkischen und in deutschen Familien?

Deutsche Kinder können ihren Eltern drohen mit: „Das sage ich meinen Lehrern!“ oder „Das sage ich meinem Arzt!“ oder „Ich haue ab!“. Sie kennen ihre Rechte. Ein türkischer Vater aber sagt: „Mich interessieren keine Gesetze. Das hier ist ein Familienproblem, und da haben sich die Deutschen nicht einzumischen.“ Dass ihre Kinder Rechte haben und durch Gesetze geschützt werden, nehmen viele Muslime gar nicht wahr.

Haben Sie keine Angst, dass viele Deutsche durch Ihr Buch nur Ihre Vorurteile bestätigt sehen?

Das sind keine Vorurteile. Wenn man keinen Druck auf die Männerwelt ausübt, dann passiert nichts. Ich will die islamische Welt nicht schlecht machen. Aber ich will einen Blick ermöglichen hinter die Kulissen, damit die Leute sehen, was da abläuft. Es gibt immer noch Zwangsverheiratungen von türkischen Frauen, und bei vielen Mädchen setzen sich die Eltern nicht dafür ein, dass sie eine gute Ausbildung bekommen. Diese Mädchen haben hier dann überhaupt keine Chance auf ein eigenes Leben. Dabei ist es die Pflicht der Eltern, alles zu tun, damit ihre Kinder in diesem Land eine gute Zukunft haben.

Fatma Sonja Bläser hat ihre Erlebnisse in dem Buch „Hennamond“ beschrieben, das im Peter Hammer Verlag erschienen ist.

RECHT UND BILLIG

„Solange du die Beine unter meinen Tisch streckst, bestimme ich“ – „Wenn der Kuchen spricht, haben die Krümel Pause“ – „Irgendwann wirst du mir dankbar sein“. Manchmal muss man sich das anhören. Aber Kinder haben auch Rechte, die in der UN-Kinderrechtskonvention festgelegt sind.

Recht auf Gleichbehandlung (Art. 2)

Kein Kind darf auf Grund seiner Rasse, Religion, Herkunft und oder seines Geschlechts diskriminiert werden. Ein spektakulärer Fall im Jahre 1997 sprach einer behinderten Schülerin das Recht auf Unterricht mit nichtbehinderten Mitschülern ab. Nach einer Grundsatzentscheidung des Bundesverfassungsgerichts in Karlsruhe besitzen die Interessen der Behinderten zwar hohes Gewicht, die Schulbehörden dürfen den so genannten integrativen Unterricht aber auch davon abhängig machen, was organisatorisch und finanziell möglich ist. Der generelle Ausschluss eines gemeinsamen Unterrichts von behinderten und nichtbehinderten Schülern ist allerdings verfassungswidrig.

Recht auf Identität (Art. 7 und 8)

Ein Kind hat das Recht, zu wissen, welcher Nationalität es ist und wer seine Eltern sind. Die meisten Prozesse, in denen es um die Rechte des Kindes geht, drehen sich um Namensregelung. Die letzte Neuerung garantiert Kindern, deren Eltern sich scheiden lassen, dass sie ihren Nachnamen behalten dürfen. Auch dann, wenn die Mutter wieder ihren Mädchennamen annimmt. Das legte das Bundesverwaltungsgericht in einer Grundsatzentscheidung am 20. Februar 2002 fest.

Recht auf gute Betreuung (Art. 9)

Kinder müssen nicht allein zu Hause sitzen und sich langweilen. Sie haben das Recht auf Betreuung. Das gilt sowohl für die Betreuung durch die Eltern als auch durch Kindergarten und Schule. Der Bremer Rechtsanwalt Matthias Westerholt, Vorsitzender des Vereins „Kinder haben Rechte“, ist der Meinung, dass eine Klage gegen Kindergärten, die nicht wochentäglich und auch in den Ferien geöffnet haben, eine Erfolgchance von 99 Prozent hätte. Auch die Eltern können in die Pflicht genommen werden. Matthias Westerholt vertrat vor Gericht ein Mädchen, das sich erfolgreich Umgang mit ihrem Vater erstritt. Sie vermisste ihn, weil er sich nicht um sie kümmern wollte.

Religionsfreiheit (Art. 14)

Die Kinderrechtskonvention sagt nicht ausdrücklich etwas zur freien Wahl der Religion bei Kindern. Sie verweist auf das Grundgesetz. Dort wird in Art. 4 die Glaubens- und Gewissensfreiheit festgeschrieben. Gleichzeitig wird den Eltern im Art. 7 GG ein staatlichen Erziehungsauftrag zugesprochen. Darf ein Kind nun seine Religion selbst wählen, oder bestimmen die Eltern, welcher Konfession ihr Nachwuchs angehört? Dieser Konflikt wurde in einer Grundsatzentscheidung so gelöst, dass Jugendliche ab dem 14. Lebensjahr selbst bestimmen dürfen, ob und welcher Religionsgemeinschaft sie angehören wollen.

Recht auf Intim- und Privatsphäre (Art. 16)

Kinder haben ein Recht darauf, dass ihre Eltern weder ihre Post lesen noch in ihrem Zimmer herumschnüffeln oder ständig ins Bad platzen.

Rechtsberatung gibt es zum Beispiel bei:

Kinder haben Recht e.V. (Tel.: 0421/1 65 52 90)

Der Verein tritt für die Stärkung der Kinderrechte in Deutschland ein und kümmert sich um Jugendliche in Krisensituationen. (www.kinderrechte.de; www.die-rechtsanwaelte.com)

Bundesarbeitsgemeinschaft für Verfahrenspflegschaft (Tel.: 069/77 01 19 55; Do. 10 bis 13 Uhr)

Hier kümmern sich mehrere Frauen um die Betreuung von Kindern, wenn es zu einem Gerichtsverfahren kommt. Briefe an: Postfach 10 32 49; 60102 Frankfurt am Main

Die vollständige und erläuterte UN-Kinderrechtskonvention gibt es beim Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, 53107 Bonn, Telefon: 0180/5 32 93 29. (www.bmfsfj.de)

IMPRESSUM

fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung, Ausgabe 06, April 2003

Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb), Berliner Freiheit 7, 53111 Bonn, Telefon: 01888/515-0

Redaktion:
Dieter Golombek (verantwortlich), Bundeszentrale für politische Bildung (dieter.golombek@bpb.de), Berthold L. Flöper, Dirk Schönlebe (Koordination), Dirk von Gehlen, Alexandra Pieper (Chefin vom Dienst), Thomas Kartsolis (Art Direction)

Texte und Mitarbeit:
Johanna Adorján, Michael Bechtel, Marian Blasberg, Simone Buchholz, Filippo Cataldo, Sandra Daßler, Matthias Eggert, Katrin Funke, Max Hägler, Jan Keith, Susanne Klingner, Friederike Knüpling, Christoph Koch, Kathrin König, Christina Kretschmer, Thomas Luczak, Dr. Reinhard Marx, Eva Marz, Tobias Moorstedt, Christoph Muiltze, Tobias Peter, Dr. Margot von Renesse, Dr. Wolfgang Schmidbauer, Julia Schneider, Ute Schröder, Barbara Streidl, Cathrin Tremell, Dana Toschner, Anke Vehmeier

Fotos und Illustrationen:
Olaf Blecker, Gerald von Foris, Flin McGee, Achim Mulhaupt, El Paso, Olaf Schmidt, Julia Sörgel, Olaf Tiedje, Frank Weichselgartner

Redaktionsanschrift / Leserbrief:
fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung, SV Medien-Service GmbH, Emmy-Noether-Straße 2, Bauteil E, 80992 München. Telefon: 089/21 83 83 27 Fax: 089/21 83 85 29 fluter@jetztnetz.de

Satz+Repro: IMPULS GmbH, Taubergarten 23, 55234 Bechtolsheim

Druck: R. Oldenbourg Grafische Betriebe Druckerei GmbH

Vertrieb, Bestellungen und Abbestellungen: Universum Verlagsanstalt, Taunusstraße 54, 65183 Wiesbaden; Telefon: 0611/9 03 01 70 Fax: 0611/9 03 02 77 vertrieb@universum.de

Papier: Dieses Magazin wurde auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.

ISSN 1611-1567 Bundeszentrale für politische Bildung info@bpb.de; www.bpb.de

Online Bestelladresse:
www.fluter.de/abo

Das gibt's doch nur im Film

In Hollywood-Drehbüchern regeln sich Familienstreitigkeiten oft auf erstaunliche Weise. Was aber wäre, wenn sich ein echter Therapeut um die Probleme der Kinohelden kümmern würde? Wir haben dem Münchner Familientherapeuten Dr. Wolfgang Schmidbauer Filmdialoge aufgeschrieben – und er hat versucht, den Figuren zu helfen.

Lebe lieber ungewöhnlich, 1997
mit Cameron Diaz (Tochter) und Mel Winkler (Vater)

Szene: Im Büro des Vaters in Los Angeles.

Vater: Ich kann es einfach nicht fassen. Mit diesem Blödsinn stellst du dir wieder mal ein Armutszeugnis aus. Am allermeisten fürchte ich, dass du genauso endest wie deine Mutter, die die ihr entsprechende Stellung in der Gesellschaft gefunden hat. Das heißt, sie kriecht am Boden.

Tochter: Ihr schlimmster Fehler war, einen Mann wie dich zu heiraten. Ein Fehler, den ich bisher sorgfältig vermieden habe.

Vater: Ich werde dich jetzt arbeiten lassen, mein Kind. – Tochter: Was?

Vater: Du hast ein Vierteljahrhundert damit zugebracht, dem Lauf der Gezeiten zuzusehen. Aber ab morgen beginnt für dich das Arbeitsleben. Hier

unter meiner Aufsicht. Du lernst die Grundlagen des Unternehmens kennen. Alles über das Geld und darüber, wie es unbarmherzig zu dem zurückfließt, dem es gehört. Du wirst arbeiten. Es wird dir wahrscheinlich nicht besonders schmecken. Vermutlich möchtest du dich gar übergeben, aber ich versichere dir: Du wirst dich an den Geschmack gewöhnen.

Was der Therapeut sagt: Der Vater entwertet die Mutter und äußert die Befürchtung, dass die Tochter – wenn er sie nicht rettet – genau so elend enden wird wie diese. Er bemerkt nicht, dass er sicher nicht das Erreichen wird, was er beabsichtigt: Die Tochter kann sich, so unter Druck gesetzt, nicht von ihrem negativen Mutterbild lösen und zu der Frau werden, die in der Lage ist, das väterliche Unternehmen zu führen. Wenn der Vater mit seiner Tochter eine Nachfolgerin aufbauen möchte, muss er mit ihr sprechen, nicht zu ihr.

Was wirklich geschieht: Bevor die Tochter anfangen kann zu arbeiten, wird sie entführt. Der Vater weigert sich, das Lösegeld zu bezahlen, die Tochter überfällt mit ihrem Entführer eine Bank.

Die Reifeprüfung, 1967
Mit Dustin Hoffman (Sohn) und William Daniels (Vater)

Szene: Ben liegt auf einer Luftmatratze im Familienpool.

Vater: Ben, was tust du da?

Ben: Na ja, ich würde sagen, ich träume so vor mich hin. – Vater: Warum?

Ben: Weil es sehr angenehm ist, hier auf dem Wasser vor sich hinzuträumen.

Vater: Denkst du dabei vielleicht auch mal an dein Studium? – Ben: Nein.

Vater: Würdest du mir vielleicht mal sagen, wozu all die Jahre auf der höheren Schule gut waren? Was für einen Sinn dann die ganze Büffelei gehabt haben soll?

Ben: Das frag' ich mich auch.

Vater: Jetzt hör mal zu, Ben. Also, ich finde es durchaus in Ordnung, dass ein junger Mann, nachdem er sehr gute Arbeit geleistet hat, auch die Chance erhält, sich zu erholen, auszuspannen und sich zu amüsieren, Bier zu trinken und so weiter. Aber ich bin trotzdem der Meinung, dass er nach ein paar Wochen allmählich über sich selbst und seine Situation Rechenschaft ablegen sollte. Dass er sich von seinem Hintern erhebt und was Nützliches tut.

Was der Therapeut sagt: Typische Problematik einer Aufsteiger-Familie. Der Sohn soll etwas Besseres werden, aber der Vater fürchtet sich davor, ihn zu verlieren. Daher fragt er nicht, wovon der Sohn träumt, woraus sich vielleicht ein Gespräch über dessen Zukunftspläne ergäbe. Er sagt auch nicht, dass er sich selbst Sorgen macht, weil er keine Ahnung davon hat, was der Sohn mit seiner Schulbildung (welche die des Vaters wahrscheinlich übertrifft) machen

wird. Er behandelt den Sohn wie einen faulen Lehrling in seinem Betrieb. Dieser Versuch, das Kommunikationsproblem zu lösen, verschärft es. Der Sohn kann den Vater nicht ernst nehmen, der Vater den Sohn nicht verstehen und nicht in seiner Unsicherheit unterstützen. Erst wenn beide über die Angst sprechen können, sich zu verlieren und sich nichts mehr sagen zu können, können sie eine neue Beziehung aufbauen und sich wieder gegenseitig respektieren.

Was wirklich geschieht: Vater und Sohn haben sich weiterhin nicht viel zu sagen. Ben hat eine Affäre mit der rund 50-jährigen Nachbarin, verliebt sich dann aber in deren Tochter. Als die Tochter von der Affäre erfährt, will sie einen anderen heiraten. Ben verhindert das mit einer spektakulären Aktion

American Beauty, 1999
Mit Kevin Spacey (Vater), Annette Bening (Mutter), Thora Birch (Tochter)

Szene: Mutter, Vater, Tochter sitzen beim Abendessen.

Tochter: Mama, müssen wir uns wirklich diese Fahrstuhl-Musik anhören?

Mutter: Natürlich nicht. Sobald du eine nahrhafte und wohlschmeckende Mahlzeit zubereitet hast, die ich bereit bin zu essen, kannst du dir anhören, was du willst.

Vater: Na, Janie, wie war es in der Schule?

Tochter: War ganz okay. – Vater: Bloß okay?

Tochter: Nein Dad, es war spek-ta-ku-lär.

Vater: Na, wollt ihr wissen, wie es in meinem Job heute gelaufen ist? Es gibt jetzt einen Effektivitätsexperten. Er ist im Grunde dazu da, damit es den Anschein erweckt, als hätten sie die Rechtfertigung, jemanden zu feuern. Deshalb verlangen sie von uns – das interessiert dich überhaupt nicht, oder?

Tochter: Also, was erwartest du? Du kannst nicht auf ein Mal mein bester Freund sein, bloß weil du einen miesen Tag hattest.

Ich meine – Hallo! – du hast seit Monaten kaum mit mir gesprochen. Sie geht in die Küche) Vater (zu Mutter): Na, was ist? Bist du die Mutter des Jahres? Du behandelst sie wie eine Angestellte? – Mutter: Was? Vater (auf dem Weg in die Küche): Du behandelst uns beide wie Angestellte. Vater (zu Tochter, in der Küche): Es tut mir Leid, dass ich nicht häufiger für dich da war. Ich bin nur – du brauchst nicht ständig drauf zu warten, dass ich zu dir komme. Tochter: Toll, jetzt ist es also mein Fehler.

Was der Therapeut sagt: Es handelt sich um eine Familie in einem Zustand, den ich den kannibalischen Narzissmus nenne: Jedes Familienmitglied versucht, durch Entwertung der anderen das eigene, beschädigte Selbstgefühl aufzubessern, nach dem Motto: Mir wird zwar übel mitgespielt und es geht mir mies, aber ich bin immer noch besser als ihr! Solche kannibalischen Familiensysteme wirken zwar so, als würden sie in der nächsten Minute explodieren und die Familienmitglieder sich in alle Himmelsrichtungen zerstreuen. Aber sie sind oft sehr stabil, weil sie das Selbstvertrauen mindern und die Initiative lähmen; Mutter, Tochter und Vater trauen sich, so sehr sie aneinander leiden, letztlich keine besseren Kontakte zu, als die, die sie in ihren wechselseitigen Entwertungen und Schuldzuschreibungen aufnehmen.

Was wirklich geschieht: Der Vater verliebt sich in eine Freundin der Tochter und wird vom Vater des Nachbarsjungen erschossen.

Last Boy Scout, 1991
Mit Bruce Willis (Vater), Danielle Harris (Tochter) und Damon Wayans (Gast)

Szene: Der Vater und ein Gast kommen nach Hause. Die Tochter sitzt auf dem Sofa und sieht fern.

Vater: Darian, ich habe noch Eiscreme da. Willst du was?

Tochter: Lass mich in Ruhe. Ich hasse dich.

Vater (zu Gast): Ich wollte nicht, dass sie mit ihrem Freund Tommy ausgeht. Jetzt ist sie stinksauer auf mich.

Tochter: Ich versäume ja auch nur die beste Party des Jahres.

Vater: Willst du jetzt Eiscreme, oder nicht?

Tochter: Ich red mit dir kein Wort.

Vater: Oh, das ist schade. Die liebevollen Dinge, die du mir andauernd sagst, werde ich vermissen. „Hey Dad, ich hasse dich.“ Es ist dein Lieblingseis. – Tochter: Ist mir doch egal. Du bist ein Arschloch.

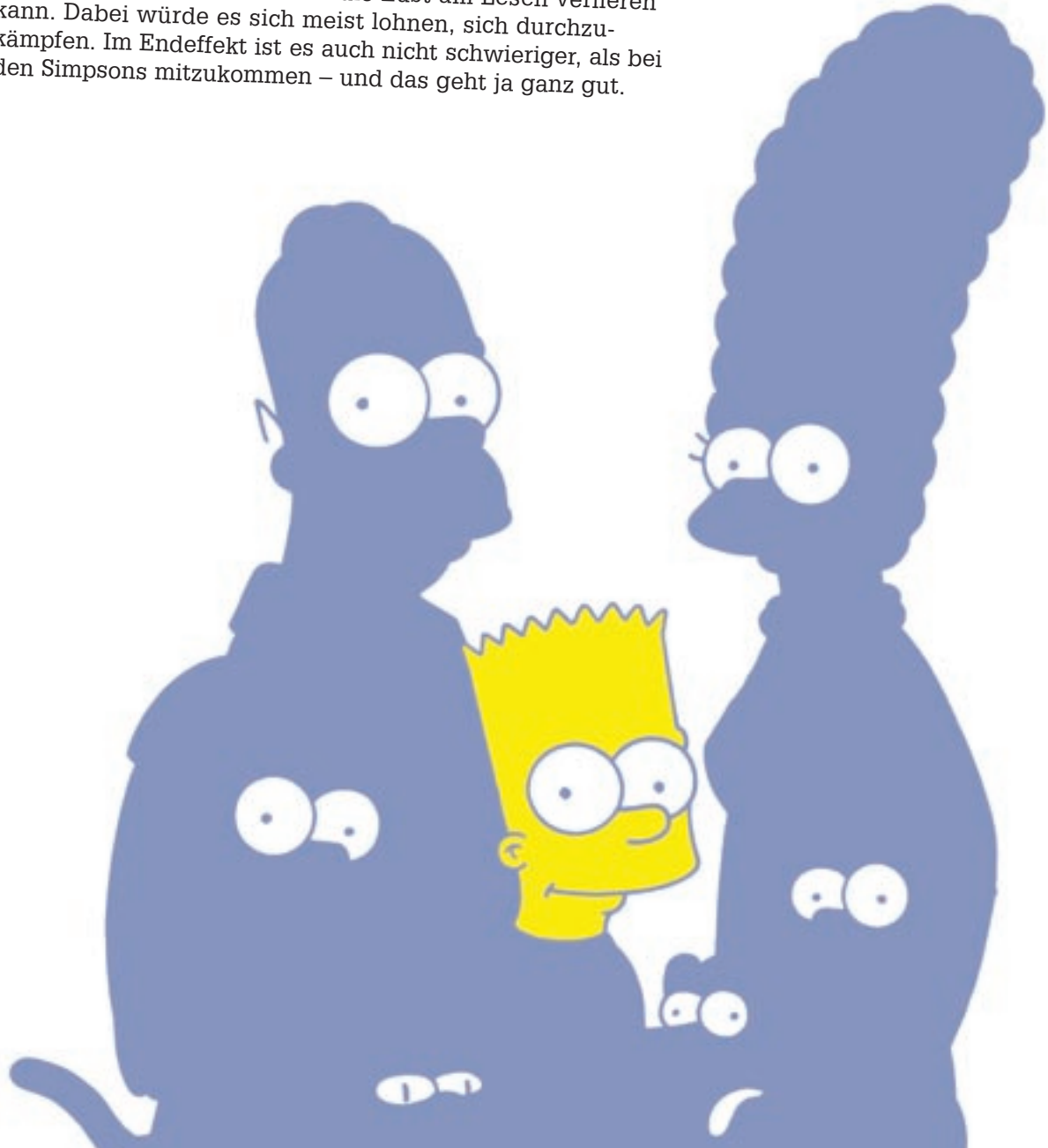
Was der Therapeut sagt: Die Ausdauer des Vaters, der seiner wütenden Tochter unbedingt ihre Lieblingseiscreme geben will, steht für die Hartnäckigkeit, mit der sich viele Väter dagegen wehren, dass ihre Töchter erwachsen werden und ihnen andere Männer vorziehen. Kleine Mädchen lieben Eiscreme und den Papi, der sie spendiert; grosse Mädchen lieben Parties und Jungs. Sie brauchen Eltern, die das verstehen. Die beiden „Erziehungsmittel“ des Vaters – die Vorführung der Tochter vor dem Gast und die Ironie – können die Kluft zwischen beiden nur vertiefen. Eine Brücke wäre es vielleicht, der Tochter einfach die Eiscreme hinzustellen und jeden Kommentar über ihre Wut zu unterlassen. Indem er jede eigene Beteiligung an der miesen Stimmung abstreitet und seine Zwangsausübung ironisiert, verrät der Vater einen Mangel an Einfühlung, den er durch seine gute Laune noch zementiert.

Was wirklich geschieht: Vater und Gast retten das Leben des US-Präsidenten, die Tochter hilft dabei und am Ende spielen alle zusammen Football. ✕



Familienromane sind oft dicke Wälzer, in denen eine so große Zahl miteinander verwandter Menschen vorkommt, dass man leicht den Überblick und dann auch die Lust am Lesen verlieren kann. Dabei würde es sich meist lohnen, sich durchzukämpfen. Im Endeffekt ist es auch nicht schwieriger, als bei den Simpsons mitzukommen – und das geht ja ganz gut.

EIN BUDDENBROOK IN SPRINGFIELD



Text: Eva März; Vorlage: REUTERS; Illustration: Paso

	Die Simpsons aus Matt Groening: „The Simpsons“ (seit 1987)	Die Buddenbrooks aus Thomas Mann: „Buddenbrooks. Verfall einer Familie“ (1897–1900)	Die heilige Familie aus Die Evangelisten: „Neues Testament“ (ab dem 1. Jahrhundert)	Die Lamberts aus Jonathan Franzen: „Die Korrekturen“ (2002)	Die Jones aus Zadie Smith: „Zähne zeigen“ (2000)
Das ist die Familie:	Vater Homer Jay, Mutter Marge, Sohn Bart sowie die Töchter Lisa und Maggie. Dazu kommen Großvater Abe, die Tanten Patty und Selma sowie der Hund Knecht Rupprecht und die Katze Schneeball.	Die Familie ist riesig, sie erstreckt sich über vier Generationen. Merken muss man sich vor allem: Großvater Johann, Vater Johann, Mutter Betsy, die Söhne Thomas und Christian, ihre Schwester Tony, Enkel Hanno.	Die Familienverhältnisse sind dank göttlicher Einflussnahme ein wenig verwirrend. Der Sohn ist in jedem Fall Jesus, die Mutter Maria.	Vater Al, Mutter Enid, die Söhne Chip und Gary sowie die Tochter Denise.	Vater Archie, Mutter Clara, Tochter Irie. Dazu kommen aber noch die Nachbarn, die Iqbals, mit Vater Samad, Mutter Alsana und den Söhnen Millat und Magid.
Was die Eltern machen:	Homer ist Sicherheitsinspektor im Atomkraftwerk von Springfield. Marge ist Hausfrau. Sie war aber auch schon mal Polizistin, Lehrerin und Musicalstar.	Vater Konsul Johann Buddenbrook ist erfolgreicher Kaufmann und Unternehmer. Betsy ist Hausfrau, allerdings eine ausgesprochen elegante – sie tut kaum mehr, als ab und zu die Diensthofen zu überwachen.	Gott ist Gott. Ziehvater Joseph ist Zimmermann in Nazareth, einen Nachnamen hat er nicht. Seine zweite Frau Maria ist wesentlich jünger als er und Hausfrau.	Al ist Rentner, liebt Schopenhauer und war früher als Ingenieur bei einer Eisenbahngesellschaft angestellt. Enid ist der Typ unerfüllte Hausfrau.	Vater Archie ist Falz-Experte in einer Druckerei. Er testet, wie Umschläge, Briefbögen und Broschüren gefaltet werden. Clara ist zwanzig Jahre jünger als Archie, Jamaikanerin und Hausfrau.
Besondere Kennzeichen:	Gelbe Gesichtsfarbe, hervorquellende Augen, nur vier Finger an der Hand.	An der Aussprache merkt man, dass die Buddenbrooks zu den angesehensten Familien von Lübeck zählen. Sie reden hoheitsvoll, „immer“ sprechen sie wie „ümmer“ aus. Mit den Angestellten können die Männer aber auch Platt: „Da sall doch glick de Dunner inslahn!“	Alle Mitglieder der heiligen Familie sind sehr gute Menschen, die nie lügen oder betrügen. Ab und zu erscheint ein Engel, der ihnen sagt, was sie tun sollen.	Keine. Die Lamberts sind die denkbar durchschnittlichste aller amerikanischen Mittelstandsfamilien.	Die Mutter hat bei einem Motorradunfall alle oberen Zähne verloren und lispelt daher stark. Sie ist trotzdem unfassbar schön.
Wer dein Freund sein könnte:	Bart, zehn Jahre, ist in der Schule ein hochbegabter Underachiever. Er hat schon als Organbote und Bar-mixer für die Springfielder Mafia gejobbt, einen Kometen entdeckt und in einer Radiosendung einen Elefanten gewonnen.	Tony („Antonie“) Buddenbrook ist das hübscheste Mädchen der Stadt. Als sie fünfzehn Jahre alt ist, wird sie beim Knutschen mit den Schulfreunden ihrer Brüder erwischt und zur Strafe in das Pensionat von Frau Therese Weichbrodt gesteckt.	Jesus! Erstens mag er Leute, die gelegentlich Unfug treiben, und zweitens wird dir mit ihm nie langweilig: Er ist ein toller Wundervollbringer, der aus Wasser Wein machen und über Wasser laufen kann.	Jungs mögen Chip, der wegen einer Affäre mit einer Studentin seinen Job als Uni-Dozent verliert und erfolglos Drehbücher schreibt. Mädchen mögen Denise, die, während sie über ein Verhältnis mit ihrem Chef nachdenkt, plötzlich dessen Frau Robin in lesbischer Obsession verfällt.	Millat, der Nachbarsjunge, hinter dem alle Mädchen her sind: „Sie steckten ihm Telefonnummern zu, bliesen ihm einen, wo es eben ging, sie kämpften sich durch überfüllte Bars, um ihm einen Drink zu spendieren, sie zogen ihn in Taxis, sie verfolgten ihn nach Hause.“
Mahlzeit:	„Mahlzeit“ könnte Homers zweiter Vorname sein – er isst eigentlich ständig und fast alles: Donuts, Hot Dogs, Crusty Burger, Steaks, Shrimps, Kuchen, in Honig geröstete Erdnüsse. Dazu trinkt er gern ein Duff Bier. Mindestens.	Christian bekommt einmal beim Nachtschlafen einen Panikfall wegen eines Pfirsichkerns und schreit: „Denkt euch, wenn ich aus Versehen diesen großen Kern verschluckte, und wenn er mir im Halse steckte.“ Noch Jahre später klagt er über Schluckbeschwerden.	Als Jesus in die Wüste geht, sind da auf einmal 5000 hungrige Menschen. Die Jünger schlagen vor, in die nächste Stadt zum Einkaufen zu gehen. Jesus aber sagt, sie sollten erst die fünf Brote und zwei Fische, die sie noch dabei haben, unter den Leuten aufteilen. „Und sie alle aßen und wurden satt.“ (Matthäus 14:20)	Weil Enid sich von Al schlecht behandelt und vernachlässigt fühlt, kocht sie ihm regelmäßig ein „Rachemahl“. Es besteht aus Leber, zerstampften Kohlribben, die „eine klare gelbliche Flüssigkeit absondern, Blutplasma oder dem Inhalt einer Brandblase ähnlich“ und gekochten Mangoldblättern.	Samad ist gläubiger Moslem, während der Fastenzeiten darf er tagsüber nichts essen. Von seinem Hunger versucht er sich durch Selbstbefriedigung abzulenken. Das führt dazu, „dass er jede öffentliche Toilettenanlage Londons kennen lernte, es führte zu einem Ausmaß an Masturbation, das selbst ein Fünfzehnjähriger mit Wohnsitz auf den Shetland-Inseln exzessiv gefunden hätte“.
Empfindlicher Punkt:	Der Fernseher. Als der einmal streikt, verliert Homer jeden Bezug zur Realität und verfolgt – wie Jack Nicholson in „Shining“ – die Familie mit der Axt. Aber solange der Fernseher läuft, sind die Simpsons eine heile Familie mit klassischer Rollenverteilung: Frau in der Küche, Mann auf dem Sofa.	Das Heiraten. Die Buddenbrooks sind Verfechter der Vernunft. Aber ihre Planungen scheitern mit schöner Regelmäßigkeit, weil Verbrechen und Schicksal dazwischenfunken. Zweimal wird aus Liebe geheiratet, mit Enterbung und allem was dazu gehört. Aber das geht auch nicht gut.	Die Biologie. Joseph ist ja nicht der leibliche Vater. Maria erfährt von ihrer Schwangerschaft durch den Erzengel Gabriel, der ihr nicht nur sagt, wie sie ihren Sohn nennen solle, sondern auch ankündigt: „Der heilige Geist wird über dich kommen.“ (Lukas 1;34)	Die Korrekturen. Sobald die Kinder nicht mehr zu Hause wohnen, erzählen sie ihren Eltern nur noch geschönte und korrigierte Versionen über den Job, den sie machen, das anständige Mädchen, das sie kennen gelernt haben und den netten jungen Mann, der bald ihr Schwiegersonn sein könnte.	Das Glücklichein. Alle suchen heimlich das Glück. Den anderen erzählen sie aber lieber nichts davon und machen dadurch ihr Leben ständig noch komplizierter.

Was genau ist eigentlich eine Familie, und was nicht? Welchen Aufgaben muss sich die Familienpolitik stellen, und wo stößt sie an ihre Grenzen? Zwei Überlegungen.

Wenn Kinder „Vater, Mutter, Kind“ spielen, stellen sie intuitiv das dar, was Familie in ihrem Kern ausmacht: Eltern, bestehend aus Mutter und Vater, und das Kind oder die Kinder. Wenn wir Familie und ihre Funktion betrachten, müssen wir dies vom Kern her tun und nicht vom Rand. Der Kern ist entscheidend.

„Ich liebe dich“, „Ich möchte dich heiraten“, „Wir bekommen ein Kind“, Privateres und Intimeres kann man kaum aussprechen. Das geht die Öffentlichkeit nichts an. Familie ist ein privater Raum, dem öffentlichen Blick und der öffentlichen Kontrolle entzogen. Gleichzeitig ist dieser sehr private Raum von höchstem öffentlichen Interesse. Die Gesellschaft lebt davon, dass Menschen sich entschließen, eine Familie zu gründen. Im Augenblick erleben wir die Folgen, wenn die Kinderzahl sinkt: die Sozialversicherung gerät ins Trudeln, die Zuwanderungsproblematik verschärft sich. Familie steht also grundsätzlich im Spannungsfeld von privatem und öffentlichem Interesse. Dieses Verhältnis zu gestalten, ist die zentrale Aufgabe der Familienpolitik.

Die Situation der Familie und der Familienpolitik ist derzeit durch verschiedene Aspekte gekennzeichnet:

- Treue, Liebe und Partnerschaft sind Werte, die in allen Umfragen unter jungen Leuten ganz oben stehen. Es sind gleichzeitig Träume, die immer häufiger an der harten Wirklichkeit zerschellen. Das gibt



Reinhard Marx wurde 1953 in Geseke geboren. Er studierte Theologie und Philosophie in Paderborn, Paris, Münster und Bochum. 1996 wurde er Professor für Christliche Gesellschaftslehre an der Universität Paderborn. Seit dem 1. April 2002 ist er Bischof von Trier.

Familie ohne Lobby

Verletzungen, Wunden und Narben. Geglückte Ehen und Familien sind kein Zufall oder seltenes Glück, sondern auch das Ergebnis eigener Anstrengungen. Wenn Ehe und Familie gelingen sollen, muss man sich vorbereiten, man muss seine Kräfte in sie investieren.

- Überforderung der Frau: In der Kleinfamilie wird heute erwartet, dass die Frau für den Haushalt sorgt, die Kindererziehung verantwortet und gleichzeitig beruflich Karriere macht. Sicher, die Anstrengungen, Familie und Beruf vereinbar zu machen, haben Fortschritte gebracht, das Problem aber nicht gelöst. Der Spagat bleibt.
- Kindererziehung ist zunächst eine Aufgabe der Familie. Gleichzeitig ist sie eine gesellschaftlich eminent wichtige Leistung. Letzteres bedeutet jedoch nicht automatisch, dass staatliche Einrichtungen Kinder besser erziehen können als die Familie. Hier gilt es für den Staat, den Vorrang der Familie zu akzeptieren und sie zu unterstützen. Umgekehrt ist es Aufgabe der Eltern, sich intensiv um ihre Kinder zu kümmern und nicht gleich nach dem Staat zu rufen. Eltern haben Verantwortung und Pflichten gegenüber ihren Kindern, von denen sie niemand entbinden kann.
- Alle wissenschaftlichen Untersuchungen sagen uns, dass Kinder maßgeblich von ihrer Familie geprägt werden. In den letzten Jahren ist vor allem das Fernsehen in einem Maß als Miterzieher in die Familien eingedrungen, dem die Familien weitgehend hilflos ausgeliefert sind. Das weitgehend von der Konsumgüterindustrie finanzierte Fernsehen pocht auf die individuelle Auswahlfreiheit

der Nutzer, die Wirklichkeit sieht aber aus Sicht der Familie anders aus. Die Gestaltungsaufgabe der Politik zugunsten der Familie wird sträflich vernachlässigt.

- Es ist breiter gesellschaftlicher Konsens, dass Familie wichtig ist und gefördert werden muss. Es fehlt aber die Bereitschaft, zukunftsorientiert zu handeln. Alleinstehende und Ehepaare ohne Kinder verdienen mehr Geld und haben eine bessere Altersversorgung als Ehepaare mit Kindern. Ich sehe nirgendwo den Willen, diese Ungerechtigkeit in unserer Gesellschaft ernsthaft anzugehen.
- Der im Grundgesetz verankerte Schutz der Ehe wird derzeit durch die Gesetzgebung massiv ausgehöhlt. Ob Lebenspartnerschaftsgesetz oder Steuergesetzgebung, es gibt einflussreiche politische Gruppierungen, die massive Probleme mit der Institution Ehe haben.
- Die Familie hat keine Lobby. Jeder Sportverband, jede Wirtschaftsbranche hat ihre Vertreter in der Politik. Letztere versteht sich zunehmend nicht mehr als Gestaltungskraft, sondern als Vermittlungsinstanz zwischen verschiedenen Lobbygruppen. Die Familie wird regelmäßig vor Wahlen als Stimmenpotential entdeckt und verschwindet dann wieder für vier Jahre aus dem Blickfeld. Eine große Chance sehe ich für die junge Generation, wenn sie sich aktiv dafür einsetzt, dass ihre Hoffnungen auf Partnerschaft, Liebe und Treue in einer glücklichen Ehe und Familie in dieser Gesellschaft gelebt werden können. Die Kirche jedenfalls will an der Seite der Familien stehen und sich für ihre Belange einsetzen.

Illustration: Fin McGe

Familie ist kein Autokauf

Es gibt zwei grundlegende Definitionen dafür, was eine Familie ist. Die eine ist die natürliche, auf einer geschlechtlichen Beziehung, Geburt und Blutsverwandschaft beruhende Definition. Die andere ist die rechtliche Definition, die Familie im Sinne des Familienrechts – und die ist für mich die entscheidende.

Wenn man darüber nachdenkt, was eine Familie ist und was nicht, muss man als wichtigstes Grundprinzip bedenken: Alle rechtlichen Beziehungen sind endlich und aufkündbar – in einer Familie ist das nicht so. Selbst die Ehe ist, obwohl sie geschieden werden kann, lebenslang gedacht. Das sieht man schon daran, dass Ehen vor Gericht nicht gekündigt werden, sondern „scheitern“. Eine Mutter kann ihrem Kind nicht kündigen, ein Kind seinem Vater auch nicht. Familienrecht ist daher Verantwortungsrecht. Verantwortungsrecht bedeutet, dass ein Bedarf gedeckt wird, weil er besteht, und nicht, weil man etwas dafür bekommt. Das ist nicht wie bei einem Autokauf, wo man für Geld ein Auto bekommt. Ein Kind muss betreut werden, es hat darauf Anspruch. Gleichzeitig haben die Eltern, oder wer das Kind sonst betreut, keinen Anspruch auf Liebe als Gegenleistung. Man kann das Kind nicht verklagen, wenn es nur schreit und weint und spuckt. Durch das Familienrecht wird auch definiert, was vom Staat gefördert wird und was nicht. Liebe wird nicht gefördert. Förderung ist aber überall da notwendig, wo einer für den anderen Verantwortung trägt, dauerhafte Verantwortung.

In meinen Augen kann eine nichteheliche Lebensgemeinschaft, egal ob hetero- oder homosexuell, keine Familie sein. Und zwar, weil in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft nur befristete Bindungen eingegangen werden, sozusagen mit begründungslosem und sofortigem Kündigungsrecht. Homosexuelle Paare, die heiraten, können dagegen sehr wohl eine Familie bilden. Genau deshalb kann es auch nicht funktionieren, nichtehelichen Lebensgemeinschaften die gleichen Rechte und Pflichten zu geben wie ehelichen Lebensgemeinschaften, die durch einen förmlichen Vertragsakt begründet werden. Nach außen sehen diese Lebensgemeinschaften

vielleicht gleich aus, aber das stimmt eben nicht – wegen der bereits erwähnten folgenlosen Möglichkeit der „Kündigung“. Das Risiko und die Verpflichtung, die man mit einer Ehe eingeht, sind ungeheuer groß. Aber das gilt auch für den Gewinn, den man davon haben kann. Ich bin zum Beispiel jetzt eine alte und kranke Frau, kann also nicht mehr viel leisten. Als Großmutter aber bin ich immer noch sehr gefragt. Welche allein stehende alte Frau, die nie das Risiko einer Ehe, einer Familie eingegangen ist, könnte das von sich sagen? Wenn es gut geht, ist die Familie Auffangnetz und Startrampe. Niemand ermutigt ein Kind so gut nach einer Fünf in der Schule wie die eigene Familie, niemand weiß gleichzeitig auch so gut um die Schwächen des Kindes. Wenn es aber schlecht geht – als Familienrichterin habe ich dafür viele Beispiele gesehen – kann Familie auch zu einer bürgerlichen Hölle werden, die aus großer und zugleich unausweichlicher Nähe besteht. Das ist das Risiko. Für Zufriedenheit in der Familie gibt es keine Garantie. Wer glaubt, mit Heiraten und Kinderkriegen sei es schon getan, landet meist vor dem Scheidungsrichter. Denn mit Nähe und gleichzeitig Distanz umzugehen, ist schwer, das ist harte Arbeit und erfordert viel Disziplin. Das muss man sich vor dem Entschluss, eine Familie zu gründen, wirklich klar machen.

Ein echtes Problem ist die abnehmende Bereitschaft, Kinder zu haben. Durch den heute vorherrschenden Zweckrationalismus der Gesellschaft ist das zwar teilweise verständlich, aber den Menschen entgeht so die Möglichkeit, zufrieden und erfüllt zu werden. Es erscheint mir, unabhängig von ökonomischen und soziologischen Gesichtspunkten, traurig, wenn Menschen glauben, darauf verzichten zu können. Die junge Generation heute fragt sich, warum sie ihre Möglichkeit der Teilhabe an Freizeit, Mobilität und Konsum durch eine Familie mit Kindern einschränken sollte. Da muss die Politik eingreifen. Politik kümmert sich immer um das, was knapp wird, um Ressourcen, die knapp werden. Und Kinder werden knapp.

Es stimmt, dass jemand, der Kinder hat, nie so leben wird wie jemand, der keine Kin-

der hat. Ein Paar mit drei Kindern hat maximal eineinhalb Verdienste, das Geld aber muss für fünf Personen verwendet werden. Ein kinderloses Paar dagegen hat zwei Verdienste nur für sich. Wenn dieses kinderlose Paar alt wird, bezieht es höhere Renten als das Paar mit Kindern. Und diese Renten zahlen die Kinder des ersten Paares. Es muss sich was tun, und durch die Knappheit der Ressource Kind, der Resource Generation, wird sich auch etwas tun. Das ist ähnlich wie mit dem Wasser. Als es auf der Welt noch ausreichend Trinkwasser für alle gab, hat sich auch niemand darum gekümmert.

Margot von Renesse wurde 1940 in Berlin geboren. Sie studierte in Münster Jura und war als Familienrichterin in Bochum tätig. Seit 1969 ist sie Mitglied der SPD, für die sie von 1990 bis 2002 im Bundestag saß. Margot von Renesse ist verheiratet und hat vier Kinder.



Nicht von schlechten Eltern

Die Moderatorin Barbara Schöneberger, 29 Jahre, über ihr Leben als Einzelkind, und warum sie immer mehr so wird wie ihre Mutter.

Protokoll: Johanna Adorján _____ Foto: Olaf Blecker _____



Ich bin ein Wunschkind. Meine Eltern hatten wohl schon länger probiert, und als ich dann endlich kam, gab meine Mutter ihren Beruf auf und widmete sich fortan voll und ganz: mir. Die ganze Aufmerksamkeit war gebündelt auf mich gerichtet, und ich würde doch sagen, dass mir das sehr gut gefallen hat. Wir wohnten in einer Doppelhaushälfte in Gröbenzell bei München, hatten einen Garten, einen Hund. Meine Eltern stritten nicht, noch nicht einmal betrunken waren sie jemals, es war alles von einer gesunden Normalität. Unspektakulär. Eine rundum heile Welt, nur durchbrochen durch lautes Schreien und Türenknallen, wenn ich mal wieder mit meiner Mutter stritt.

Ein großes Mitteilungsbedürfnis hatte ich schon immer. Mein Vater beschreibt unser Zusammenleben in der Familie so: „Ja, Barbara, dann bist du mittags von der Schule nach Hause gekommen, und wir standen stramm und haben dir zugehört.“ Was auch immer mich gerade beschäftigte, ich habe es zu Hause erzählt, obwohl das auch Nachteile hatte. Wenn ich zum Beispiel gesagt habe: „Mama, ich bin zur Zeit oft im Englischen Garten, und die kiffen da alle“, dann war natürlich die Moral von der Geschichte, dass ich da nicht mehr hingehen durfte. Komischerweise hat mich das aber nicht davon abgehalten, auch weiterhin alles zu berichten. Bei uns zu Hause herrschte überhaupt eine sehr kommunikative Atmosphäre, und meine Eltern reden auch heute noch viel miteinander. Wenn meine Mutter aus der Arbeit kommt, dann erzählt sie ganz genau, „Du, heute morgen, da hat es ja dann in Pasing ganz schlimm angefangen zu regnen ...“ Da werden auch die kleinsten Kleinigkeiten erzählt, und das finde ich nicht schlecht. Wenn man sich in einer Beziehung nur noch die wirklich bewegenden Dinge erzählt, dann hat man, glaube ich, irgendwann gar nichts mehr zu reden – so viel passiert ja nicht jeden Tag. Rückblickend betrachtet war ich so ungefähr das bravste Kind, das man sich vorstellen kann. Wenn meine Eltern gesagt haben, „Um 22 Uhr bist du zu Hause!“, dann war ich das auch. Trotzdem habe ich mich mit

meiner Mutter wahnsinnig viel gestritten. Bis aufs Messer. Mit der absoluten Gewissheit, jedes Mal, das wird nie wieder gut. Mein Vater nahm die Vermittlerrolle ein. Er hat immer versucht, mich ins rechte Licht zu rücken, was es für mich oft nur noch schlimmer gemacht hat, weil ich ja genau wusste, dass meine Mutter in Wahrheit im Recht war.

Eine typische Situation: Ich war 14 Jahre alt und ging mit dem Hund raus. Meine Mutter bestand darauf, dass wir, wenn der Hund ein Häufchen gemacht hat, dieses mit einer kleinen Tüte aufnehmen und dann im Müll entsorgen. Natürlich habe ich mich strikt geweigert, es gibt ja wohl nichts Uncoolereres für eine 14-Jährige als Kacke aufzuheben.

Was habe ich gemacht? Ich habe einen Tannenzapfen, der eine wurstähnliche Form hatte, in den Beutel getan und den dann bei uns in die Mülltonne geworfen. Meine Mutter bringt irgendwann den Müll raus, guckt in die Tonne, nimmt den Beutel raus, sieht, dass da ein Tannenzapfen drin ist – „Sag mal, willst du mich verarschen?“ – „Ja aber Mama, der Hund hatte Durchfall und ich hab' mich so geekelt, das wegzumachen, und ich wusste, dass du schimpfst, wenn ich es nicht mache und dann habe ich in meiner Verzweiflung den Tannenzapfen ...“ Und meine Mutter stand vor mir, grün vor Wut, weil sie genau wusste, dass ich lüge. Mein Vater, ganz rührend, ich weiß es noch genau: „Annemarie, ich möchte nicht, dass unsere Tochter Hepatitis kriegt, weil sie sich so ekelt, das wegzumachen, und wenn sie sagt, der Hund hat Durchfall, dann glaube ich ihr das.“ Es war mir so unangenehm.

Meine Mutter hat immer alles durchschaut – die kannte da nichts.

Die Sprüche, die ich von meiner Mutter noch im Ohr habe: „Mein liebes Fräulein. Haben wir uns da verstanden?“, oder kurz: „Haben wir uns da?“ „Wir leben hier zusammen, hier gelten Regeln.“ „Du bist nicht dumm, du bist nur faul, und wenn du so weitermachst, wirst du bei Aldi an der Kasse sitzen.“ Wahlweise: „die Regale ein-

räumen“. Antiautoritär war meine Erziehung nicht, ein Glück. Wie sollen Kinder denn lernen, was gut und was böse ist, wenn niemand ihnen Grenzen setzt? Erst heute kriege ich mit, dass meine Eltern auch gezweifelt haben und auch nicht immer wussten, wie sie mich erziehen sollten – als Kind erlebt man die Eltern ja als unantastbare höhere Wesen. Meine Eltern waren vielleicht sogar ein bisschen strenger als andere. Oder sagen wir so: Sie ließen mir weniger Schlupflöcher. Andere Kinder konnten sagen: „Ich schlaf' heute bei einer Freundin“, und die Eltern hätten dann nie bei den Eltern dieser Freundin angerufen, um das zu überprüfen. Meine Mutter kannte da nichts. Sie hat es auch jedes Mal herausgefunden, wenn ich nicht zu den Bundesjugendspielen gegangen bin, sie hat immer alles durchschaut.

Dafür musste ich nie im Haushalt helfen. Ich durfte faules Einzelkind sein und mich von meiner Mutter 14 Jahre lang rund um die Uhr bedienen lassen, bis sie dazu plötzlich keine Lust mehr hatte und wieder arbeiten ging. Was mich vor unlösbare Probleme stellte. Wie, bitte, macht man eine Frühlingsrolle warm? Ich konnte wirklich erst ab dem Moment, wo ich alleine gewohnt und studiert habe, beurteilen, wann Wasser kocht. Hausarbeit hat mich nicht interessiert.

Heute ist das anders: Wenn ich aus dem Urlaub nach Hause komme, ist das Erste, was mich mache, noch im Mantel, die Staubflusen vom Boden aufzuheben und die Blumen zu gießen. Bevor ich bestimmte Dinge nicht erledigt habe, kann ich mich nicht ruhig hinsetzen – ich werde immer mehr zu meiner Mutter.

Irgendwann will ich unbedingt Kinder haben. Ist doch eine großartige Aufgabe, die dann zu glücklichen und vernünftigen Menschen zu erziehen. Das Wichtigste, was meine Eltern mir beigebracht haben, ist ein Grundvertrauen in mich und die Welt. Sie haben mir immer das Gefühl gegeben, trotz der Streits, dass ich gar nichts so falsch machen kann, als dass es ihrer Liebe zu mir etwas anhaben könnte. Ich finde, meine Eltern haben alles richtig gemacht. ✕

Nicht ohne meine Mutter

Melanie Betancourt, 17, sah ihre Mutter das letzte Mal im Juli 2002 – auf einem Video. Aufgenommen wurde es von der Guerillaorganisation FARC (Revolutionäre Streitkräfte Kolumbiens), die Melanies Mutter, die kolumbianische Präsidentschaftskandidatin Ingrid Betancourt, im Februar 2002 entführt hatte. Seitdem ist Ingrid Betancourt eine von 3000 Entführungsoptionen in der Gewalt der FARC, die im März 2003 erklärte, dass Ingrid Betancourt noch am Leben sei.

Interview: Julia Schneider _____ Illustration: Frank Weichselgartner _____



In welcher Situation vermisst du deine Mutter am meisten?

Vor dem Einschlafen und gleich nach dem Aufwachen. Abends kreisen immer die gleichen Bilder in meinem Kopf: wie sie abgemagert in einem Zelt sitzt, friert, von den Guerillas bedroht wird. Dabei weiß ich nicht mal sicher, ob sie überhaupt noch lebt. Morgens ist es auch nicht besser. Kurz bevor ich die Augen aufmache, gibt es ein, zwei Zehntelsekunden, in denen denke ich, alles ist normal. Das Gefühl, wenn ich merke, nichts ist normal, das wünsche ich niemandem.

Aber das Gefühl kennst du ja schon länger.

Stimmt. Ich war elf, mein Bruder Lorenzo acht Jahre alt, als wir mit meinem Vater von Kolumbien nach Neuseeland gezogen sind. Meine Mutter hatte die Partei „Oxigéno Verde“ gegründet. Sie wollte nicht nur etwas für den Umweltschutz tun, sondern auch für das Ende der Kämpfe zwischen dem Militär und den Guerillas, den FARC, die Zerstörung der Drogenkartelle und das Ende der Korruption eintreten. Daher wurde meine Mutter bedroht, hatte sich daran aber eigentlich fast schon gewöhnt. Doch eines Tages bekam sie anonyme Briefe mit Fotos von toten Kindern. Da hielt sie es für besser, uns wegzuschicken.

Von der eigenen Mutter weggeschickt zu werden ...

Sie hat meinem Bruder und mir immer erklärt, was sie tut, warum sie Angst hat, dass man uns bedroht. Wir haben zu Hause oft darüber gesprochen, dass einer von uns entführt werden könnte. Als mein Vater eine Stelle als Diplomat in Neuseeland angenommen hat, sind mein Bruder und ich mit ihm gegangen. Meine Mutter ist mit uns für ein paar Wochen nach Neuseeland gekommen, hat uns Kleider gekauft, die Dose für das Pausenbrot, unsere Schulbücher. Sie wollte wissen, wie wir leben. Meine Eltern sind zwar seit meiner Kindheit geschieden, aber immer noch sehr gute Freunde.

Hattest du dann Kontakt zu deiner Mutter, als sie wieder zurück in Kolumbien war?

Das ging richtig gut. 1996 gab es gerade die ersten Webcams. Ich bin von der Schule nach Hause gekommen und habe den Rechner angemacht, um Mama von meinem Tag zu erzählen. Sie erzählte mir von ihrem – und dabei konnten wir uns sehen. Es war fast so, als ob sie bei uns gewohnt hätte.

Aber eine Webcam kann die Mutter nicht ersetzen.

Das nicht, aber mein Bruder und ich sind nach drei Jahren Neusee-

land wieder zurück zu ihr nach Kolumbien. Mein Vater nahm eine Stelle in der Karibik an. Gleichzeitig hatte sich die politische Lage in Kolumbien beruhigt, die Drohungen gegen meine Mutter hatten abgenommen. Sie wollte uns aufwachsen sehen, deshalb sind wir zurück zu ihr. Ich liebe meinen Vater sehr, doch wenn man 14 ist, gibt es eben viele Dinge, die man nur mit seiner Mutter besprechen will: wie man sich anziehen soll, woher man weiß, ob der Junge einen mag – solche Sachen. Um diese Zeit mit ihr bin ich sehr froh, aber wir mussten dafür vieles in Kauf nehmen: die Bodyguards, ohne die wir keinen Schritt tun konnten, oder die Nächte, in denen meine Mutter politische Versammlungen besuchte und nicht an ihr Handy ging. Da hatte ich panische Angst um sie.

War das zu der Zeit, als deine Mutter für das kolumbianische Präsidentenamt kandidiert hat?

Ja. Da war ich 16, und wir sind schließlich zu unserem Vater in die Karibik. Meine Mutter brauchte ihre ganze Kraft für den Wahlkampf. Sie konnte und wollte sich nicht auch noch um uns Sorgen machen. Nur drei Monate später wurde sie dann auf einer Wahlkampf-Reise von den Guerillas entführt.

Wie hast du davon erfahren?

Meine Tante rief an, sie wollte sofort meinen Vater sprechen. Ich stand neben ihm, habe in sein Gesicht geschaut und wusste, was passiert war. Es klingt zwar abgedroschen, aber in diesem Moment fühlte ich mich, als ob die Welt stillstehen würde.

Es heißt, in schweren Situationen wächst eine Familie mehr zusammen. Stimmt das?

Bei uns schon. Schließlich gibt es jetzt nur noch uns drei. Trotzdem werde ich im Sommer nach Frankreich gehen, um dort zu studieren. Irgendwie muss ich doch mein Leben so normal wie möglich führen, ausgehen, mich mit Freunden treffen, lachen. Sonst würde mich die Situation verrückt machen.

Nach all dem, was du miterleben musstest – möchtest du auch Kinder haben?

Auf jeden Fall. Ich habe ja trotz allem viel Liebe erfahren. Die möchte ich weitergeben.

Wenn du deine Mutter wieder siehst – was wirst du ihr als Erstes sagen?

Wie sehr ich sie liebe. Wie froh ich bin, dass sie endlich wieder da ist. Ich werde sie ständig berühren, um sicher zu sein, dass das nicht wieder ein Traum ist, den ich kurz vor dem Aufwachen habe.



SIND DAS DEINE?

Warum Eltern manchmal so schwierig sind. Warum sich
Peinlichkeiten nicht vermeiden lassen.
Und wie am Ende doch noch alles gut werden kann.

Text: Simone Buchholz _____ Fotos: Olaf Blecker _____

Damit eines klar ist: Meine Eltern und ich, wir lieben uns. Die diplomatischen Beziehungen zwischen unseren beiden Ländern sind völlig intakt, wir telefonieren fast täglich miteinander, und es gibt selten Unstimmigkeiten, falls der Ton aber doch mal schärfer wird, werden wir sofort von Präsidenten zu Außenministern und klären die Probleme unverzüglich, bis alle im Auswärtigen Amt wieder zufrieden sind.

Aber das war nicht immer so. Wir hatten schlimme Kämpfe auszufechten, mit schmerzhaften Verlusten auf beiden Seiten.

Der erste Kampf, an den ich mich erinnern kann, drehte sich um einen roten Nickipullover. Mir war es wichtig gewesen, den Pullover alleine anzuziehen, mich dieser Herausforderung ohne fremde Hilfe zu stellen. Blöd war, dass ich zu dieser Zeit gerade mal vier Jahre alt war und einfach noch nicht in der Lage, einen Pullover richtig anzuziehen. Ich trug ihn auf links und auch noch verkehrt herum und wollte mich partout in dieser Tracht auf den Weg in den Kindergarten machen. Meine Mutter hielt das für keine gute Idee, zog mir den Pullover an der Haustür wieder aus, drehte ihn auf rechts und einmal um und versuchte mich dazu zu bewegen, die Arme zu heben. So im Unterhemd dastehend fühlte ich mich erniedrigt und unverstanden und fing an zu plärren. Auch meine Mutter hob die Stimme, denn es war schon zehn vor Kindergarten. Sie wollte mir dringend meinen Pullover anziehen, und zwar richtig rum. Ich wollte das nicht. Eine verzwickte Situation. Meine Mutter – diplomatisch schon immer sehr stark – versuchte es so: „Was wollen wir denn jetzt machen?“ Ich kleiner Hitzkopf, unter Zuhilfenahme einer beeindruckenden Tränenfontäne: „Mone leine machen! Mone leine machen!“ Ich wollte es einfach alleine machen, ohne Verbündete in diese Schlacht ziehen, auf keinen Fall Rücksprache halten. Wer in unserem Streit die Rolle des Schurkenstaats inne hatte, muss ich wohl nicht erklären. Wir schrien uns noch ein bisschen an, ich schrie zugegebenermaßen lauter als meine Mutter, behielt am Ende die Oberhand und ging schlecht angezogen, aber voller Genugtuung in den Kindergarten.

Was die Stylingfrage anging, stritten wir uns im Laufe der folgenden Jahre noch häufiger, es ging etwa darum, ob ich nun wirklich als Prinzessin und Zorro in einem verkleidet auf die Karnevalsparty meiner Freundin Uli sollte oder nicht, insbesondere, wo das Motto doch „Zirkustiere“ hieß. Oder darum, ob drei Second-Hand-Unterröcke, zerrissene Netzstrumpfhosen, Cowboystiefel und schwarze Lippen in der Schule angebracht sind oder nicht. Als ich eine Zeit lang grundsätzlich zwei verschiedene Schuhe zu meiner Zahnsperre trug, hörte ich meine Mutter irgendwann mal

sagen: „Ach du Scheiße.“ Ich ignorierte das, und das Herz meiner Mutter war groß genug, mich immer Sieger bleiben zu lassen. Zu einem letzten Mode-Eklat kam es jedoch, als meine Oma mal meine Jeans flickte. Ich hatte sie in mühevoller Kleinarbeit mit der Eisenfeile meines Vaters an allen Ecken und Enden aufgerieben, das hat mich wirklich Nächte gekostet. Und am Tag, bevor meine Oma ihren Besuch bei uns beendete, fand ich eben diese kunstvoll zerstörte Jeans über meinem Stuhl, fein säuberlich zusammengelegt und mit einer unentfernbar Marienkäferapplikation auf jedem einzelnen Loch. Ich stürmte in die Küche und stellte meine Oma und meine Mutter zur Rede. Meine Oma war am Boden zerstört und jammerte rum, dass sie mir doch nur eine Freude machen wollte, dass sie einfach dachte, ich wollte gerne Marienkäfer auf meiner Pumphose haben, dass sie meinte, so was gehört zu haben. Meine Mutter sagte nichts und räumte verdächtig grinsend die Spülmaschine ein. Ich gab auf, ließ meine Klamotten fortan einfach so, wie sie waren und wurde ein großer Fan von Verschwörungstheorien.

Damit waren die Zeiten, in denen sich meine Eltern für mein Outfit schämen mussten, vorbei. Aber noch bevor ich dreizehn Jahre alt wurde, hatte ich angefangen, mich für meine Eltern zu schämen. Nicht, dass sie mir dafür einen besonderen Grund gegeben hätten. Sie hatten sich nicht verändert. Aber ich hatte mich verändert. Ich hatte mit dem Eintritt in die Pubertät nur noch eines im Sinn, meine Eroberungspläne konzentrierten sich einzig und allein auf ein Land, ein Land, in dem Eltern nichts verloren haben: Jungs. Ich wollte nur noch Jungs. Und da sind Mütter und Väter nun mal hinderlich, das ist ein diplomatisches Parkett, auf dem sie sich nicht bewegen können, weil sie sich dort nicht bewegen müssen, sie haben ja schon jemanden gefunden, den sie lieben und ehren können bis ans Ende ihres Lebens, sie können sich kleine Ungeschicklichkeiten leisten. Ich konnte mir das nicht leisten. Ich fing ja gerade erst an zu suchen. Und zwar richtig. Ich küsste jeden, den ich traf, und rückte immer sofort meine Telefonnummer raus. Eines Tages passierte dann, was irgendwann passieren musste: Es rief einer an. So gegen Nachmittags, als ich gerade pinkeln war. Ich saß auf der Schüssel, hörte das Telefon klingeln, hörte meine Mutter rangehen und in einem Ton „Ja?“ sagen, der unmissverständlich klar machte, dass der Anrufer ihr nicht bekannt war. Es musste für mich sein. Ich wurde hektisch, zog geschwind meine Hosen hoch und raste mit offenem Reißverschluss zum Telefon, aber es war schon zu spät. Ich hörte meine Mutter grade noch sagen, dass der junge Mann doch bitte in einer dreiviertel Stunde noch mal anrufen möge, ich würde auf dem Klo sitzen und sie wüsste nicht, wie lange es noch dauert. Klick. Ich war außer mir. „Wie konntest du so was sagen?!“, keifte ich meine Mutter an.

„Was sagen?“ Meine Mutter tat ahnungslos. „DASS ICH AUF DEM KLO SITZE!“, schrie ich. „Aber du warst doch auf dem Klo“, sagte meine Mutter. „Hast du schon mal einen Film gesehen, in dem die Hauptdarstellerin auf dem Klo sitzt?“, fragte ich sie. „Nein“, sagte sie, „aber du bist ja auch kein Filmstar, du bist meine Tochter.“ – „Wenn ein Junge anruft“, sagte ich, „bin ich aber ein gottverdammter Filmstar!“ – „Das kann ich nicht akzeptieren“, sagte sie, „im Übrigen glaube ich, dass Jungs keine Filmstars wollen, sondern ganz normale Mädchen, die auch mal müssen.“

Ich sah das anders. Ich wollte kein normales Mädchen sein, das ständig aufs Klo rennt, ich wollte eine Königin sein, eine mit allen Wassern gewaschene Göttin, die niemals etwas Banales tut. Meine Mutter hatte in der Machen-wir-unserer-Tochter-das-Erwachsenwerden-so-peinlich-wie-möglich-Mission einen engen Verbündeten: meinen Vater. Mein Vater ist wirklich der niedrigste, lustigste und herzerwärmende Vater, den ich kenne, aber gerade darin bestehen seine Tücken. Er kann einen mit dem süßesten Lächeln der Welt dermaßen in die Scheiße reiten, dass es Orte gibt, an denen man sich garantiert nicht mehr blicken lassen kann, nachdem der Herr Papa dort aufgetaucht war. Ein großes Problem war, dass auch ich meinen Führerschein erst mit 18 machen durfte, leider in einem Kaff wohnte und ja schließlich auch mal ausgehen musste. Die nächste kleine Stadt war zwanzig Minuten Autofahrt oder eine Dreiviertelstunde Busfahrt entfernt, und viel zu sehen gab es nicht, trotzdem war es das Aufregendste der Welt, abends dort zu sein. Um hinzukommen, gab ich mir den schrecklichen und unendlich langsamen Bus, um pünktlich vor Mitternacht zu Hause zu sein, hatte ich drei Möglichkeiten:

1. Ich konnte den Bus um Viertel nach elf nehmen, ängstlich und laut singend von der Bushaltestelle zu unserem Haus rennen und nebenbei zu den armen Idioten gehören, die um elf los müssen und von denen dann alle sofort wissen, dass sie auf dem Dorf wohnen.
2. Ich konnte ab neun Uhr meinen Abend damit verbringen, jemanden aufzutreiben, der über 18 ist, mich nach Hause fährt, und zwar vor zwölf. Dem musste ich dann vorher noch klar machen, dass es hier nicht darum geht, im Auto zu fummeln, und nebenbei gehörte ich so noch deutlicher wieder zu den armen Idioten, von denen alle sofort wissen, dass sie auf dem Dorf wohnen.
3. Ich konnte aber auch das Angebot meines Vaters annehmen, das besagte: Papa holt dich immer und überall ab.

Mein Vater ließ mich jämmerlich aussehen, er machte mich zu einer Witzfigur.

Ich entschied mich gewöhnlich für Möglichkeit Nummer 3, Nummer 2 war mir immer zu anstrengend gewesen. Den Bus hab ich nur ein einziges Mal genommen, was gründlich in die Hose ging, weil ich statt „FC Bayern München“ lieber „Eintracht Frankfurt“ an die von innen beschlagene Scheibe geschmiert hatte. Das brachte mir Hohn und Spott ein und einen gewaltsam hervorgerufenen Knutschfleck an meinem Hals, der mein Gewebe so nachhaltig zerstört hat, dass man ihn bei ungünstigen Lichtverhältnissen heute noch sehen kann. Nach diesem Erlebnis fiel der Nachtbus endgültig durch. Ich hielt mich also meistens an meinen Vater, und das ging so: Ich durfte bis zwölf in der Kneipe bleiben, verabschiedete mich dann unauffällig und schlich zu einem heimlichen Treffpunkt, an dem mein Vater schlafend im Auto wartete. Ich hatte nie drüber nachgedacht, was ich ihm da eigentlich zumutete, und was er für mich tat, indem er mir immer einen derart eleganten und gefahrlo-

sen Abgang ermöglichte. Ich schiss drauf, dass er mir zuliebe seinen Schlaf vor Mitternacht drangab und hielt es für selbstverständlich, ich hatte schließlich genug andere Probleme, denn ich wollte die coolste Sau von allen abgeben. Ich zwang mich, so unfreundlich wie möglich zu sein, ein böser Blick galt als Zier und extrem schick. Alles scheiße zu finden war eine Grundvoraussetzung für gesellschaftlichen Aufstieg, lächeln ging gar nicht, je dunkler die Kneipe war, desto besser, und wer es dann noch schaffte, seine Umgebung in tiefem Schwarz erstrahlen zu lassen, hatte gewonnen. Wir waren Fürsten der Finsternis und hielten anthrazit für eine Pastellfarbe. Und dann, eines Abends, als meine Freundin Betty und ich gerade schweigend und angenehm abweisend auf einem Sofa flätzten, kam einer auf uns zu, der bestimmt schon zwanzig war und ganz toll. Er setzte sich zu mir auf die Armlehne und sagte: „Du bist doch die Simone, oder?“ – „Ja. Und?“ – „Äh“, sagte er, „ich glaub‘, dein Vater steht da vorne an der Theke und sucht dich überall.“ Um Gottes Willen. Ich krallte mich an Bettys Arm fest. Schweißausbrüche. „Kann nicht sein“, sagte ich und legte die Stirn in fiese Falten. Kann nicht sein, dachte ich, und: Bitte, bitte, Papa, das ist jetzt nicht wahr, oder? „Doch, doch“, sagte der Typ, „der hat sich grade ein Bier bestellt und fragt jeden, ob er dich kennt.“ – „Na, dann schau ich mir das mal an“, murmelte ich und bemühte mich, meine Hängende-Schultern-Haltung zu bewahren, während ich GANZ ENTSPANNT aufstand und SO WAS VON UNBE-TEILIGT zur Theke marschierte. Ich sah ihn schon von weitem. Wie er lächelte, mit diesem und jenem sprach und fröhlich ein Bier trank. Und noch während ich auf ihn zuing und die Blicke der anderen spürte, wurde mir klar: Ich hatte verschissen. Ich war raus. So was darf nicht passieren. Ich betete darum, dass sich doch einfach der Fußboden unter mir öffnen möge und ich für immer verschwinden könnte. Aber der Fußboden öffnete sich natürlich nicht, kein rettender Höllenschlund, nirgends.

„Papa“, flüsterte ich, mit gebrochener Stimme, „was machst du denn hier?“ – „Ach, Mönchen“, sagte er – er sagte tatsächlich „Mönchen“ – „ich wollte nur mal sehen, wo du dich immer rumtreibst.“ – „Papa ...“, sagte ich wieder, mir schossen die Tränen in die Augen und auch noch das Blut in die Wangen, ich muss geglaubt haben, als wäre ich ein Stadion bei Flutlicht. Mein Vater klopfte seinem Nebenmann auf die Schulter, es war ein Freund von dem Typen, der mich informiert hatte. „Sehr nette junge Männer hier“, sagte mein Vater und strahlte. „Können wir bitte gehen?“, wimmerte ich. „Gleich, Püppchen“, sagte er, „ich will nur noch schnell mein Bier austrinken.“ Püppchen. Ich bemühte mich, niemanden anzusehen und hoffte, so vielleicht selbst unsichtbar zu werden. Alles fürn Arsch. Ich blieb sichtbar und musste durchhalten, bis mein Vater sein Bier ausgetrunken hatte. Mit ansehen, wie er sich amüsierte, meine guten Noten in Englisch und Religion ausplauderte, jedem, der es nicht hören wollte, erzählte, wie stolz er auf sein wohlgeratenes Töchterchen sei, mich damit immer lächerlicher und jämmerlicher erscheinen ließ und zu einer Witzfigur machte, über die sich ab heute jeder nur noch lustig machen würde. „WIE KONNTEST DU MIR DAS AN-TUN?“, schrie ich ihn an, als wir endlich draußen waren. „WIE BIST DU AUF DIESE BESCHISSENE IDEE GEKOMMEN? WAS HAST DU DIR DABEI GEDACHT?“ Er sah mich fassungslos an. „Ich dachte, du freust dich“, sagte er. Ganz leise sagte er das. „Du spinnst“, sagte ich. Dann sagte ich nichts mehr. Als wir beim Auto angekommen waren und er mir die Tür aufschloss, sah ich, dass seine Hand zitterte. Ich fand, dass er das verdient hatte, und es tat mir überhaupt nicht Leid.

Das kam erst viel später, und ich schäme mich heute noch dafür, dass ich damals so gemein zu ihm war. Er hatte sich wirklich nichts Böses dabei gedacht, und es war nur sein gutes Recht gewesen, wissen zu wollen, wo ich so herkam, wenn ich freitags und samstags in sein Auto kroch. Und wenn ich ehrlich bin: So schlimm war es dann auch wieder nicht. Schon am nächsten Freitag saß ich wieder scheißcool in der Ecke, um mich kurz vor Mitternacht heimlich zu meinem Vater zu schleichen. Bleibende Schäden habe ich nicht davon getragen. Wenn einer wirklich darunter gelitten hat, dann wohl eher mein Vater, und falls ich mich nie dafür entschuldigt habe, möchte ich das jetzt ausdrücklich und in tiefer Liebe nachholen.

Ja. Hm. Und dann kam der Nachmittag, als mein Vater mich mit Jimmy im Bett erwischte. Jimmy war mein erster richtiger Freund, der Erste, mit dem ich ins Bett ging. Wir hatten es bisher dreimal gemacht, und waren gerade kurz vor dem vierten Mal. Die Klammotten lagen schon auf dem Fußboden rum, und wir machten es uns unter der Bettdecke gemütlich. Ich war davon ausgegangen, dass meine Eltern nicht da waren, nachmittags um kurz nach drei. Meine Mutter hatte ihren Einmal-die-Woche-nach-Frankfurt-Tag, meinen Vater wählte ich in der Firma. Und ich war zu aufgeregt gewesen, um die Tür abzuschließen. Eigentlich war für diesen Nachmittag Physik lernen auf dem Plan gewesen. Aber dann war halt Jimmy vorbeigekommen, um mir ein bisschen zu helfen. Wir hatten ungefähr eine Stunde an meinem Schreibtisch gegessen und ein bisschen rumgelernt, entschieden uns dann aber für eine andere Übung. Ich dachte, dass es ja auch noch wichtigere Dinge gibt, die man im Leben lernen muss, und er war bereit, mir da mal was zu zeigen.

Als plötzlich die Tür aufging und mein Vater im Zimmer stand, sind aber drei Leute ganz schön erschrocken. Jimmy so sehr, dass er einfach auf mir liegen blieb und mit Verve ins Kissen biss. Mein Vater sagte: „Oh...!“ Ich sagte: „Äh...“ Jimmy sagte: „Hrmpff!“ Ich reckte meinen Kopf an seinem vorbei und sagte: „Papa!“ Mein Vater sagte: „Das tut mir jetzt aber Leid.“ Er starrte uns an und rührte sich nicht von der Stelle. Ich schob Jimmy von mir runter, er blieb auf dem Bauch liegen und sah nirgendwo hin. Ich setzte mich auf, und sagte mit über den Busen gezogener Bettdecke zu meinem Vater:

„Papa!“ Endlich verstand er. Verstand, dass wir nicht in der Stimmung waren, mit ihm zu plaudern. „Schullegung“, nusichelte er und trat ab. Ich ließ mich zurück in die Kissen fallen. Himmel nochmal. Ich knuffte Jimmy in die Seite. „Alles okay?“, fragte ich. „Nein“, sagte er. „Tut mir Leid“, sagte ich. „Er hätte doch einfach anklopfen können“, sagte Jimmy, ich konnte ihn schlecht verstehen, weil er immer noch das Kissen im Mund hatte. Jimmy setzte sich auf und stützte den Kopf in die Hände. „Das war so peinlich“, jaulte er. „Wie soll ich dem jetzt jemals wieder gegenübertreten?“ – „Das vergisst er auch wieder“, sagte ich. Das vergisst er bitte

wieder, betete ich. Wir zogen uns an, und ich ging ins Wohnzimmer, um die Lage zu sondieren. Keiner da. Aber mein Vater muss sehr durcheinander gewesen sein, denn er hatte die Haustür aufgelassen. Jimmy musste dann dringend los. Zwei Monate später verabschiedete er sich zum Studium nach Budapest.

Mein Vater hatte in den Wochen davor exzessiv versucht, gutes Wetter zu machen, indem er ständig schlüpfrige Witze erzählte. Als Jimmy weg ging, sagte er: „Andere Mütter haben auch schöne Schwänze ..., äh, Söhne. Hihhi.“ Und nachdem der Schmerz verflogen war, begriff ich, dass er Recht hatte.

Später, es war gerade ein paar Wochen her gewesen, dass ich mit Sack und Pack unser Haus verlassen und in eine weit entfernte Stadt aufgebrochen war, um für immer dort zu bleiben, war ich eines Abends sehr einsam und dachte an meine Eltern. Wie sie da im Hof gestanden waren und gewunken hatten. Wie meine Mutter mir Brote für die Fahrt gemacht hatte. Wie mein Vater das Auto getankt

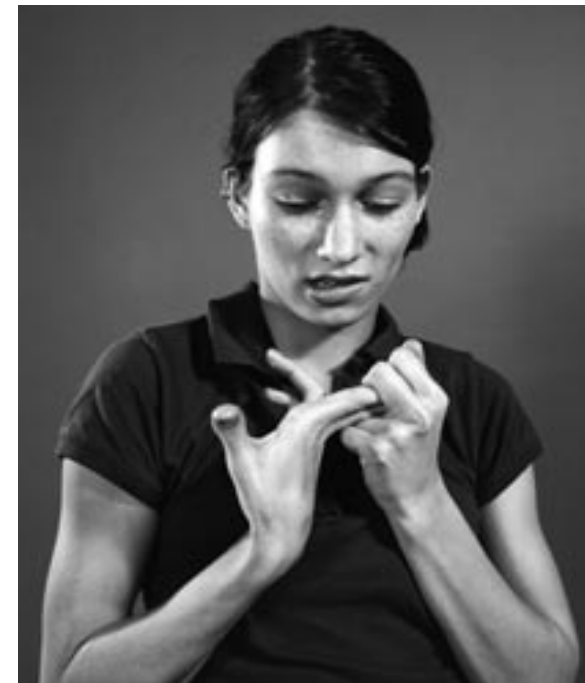
und fachmännisch vollgeladen hatte. Wie tapfer sie gelächelt hatten, obwohl ein Blinder hätte sehen können, dass ihnen nicht danach war. Wie aufgeregt ich gewesen war, endlich raus in die Welt zu fahren, aber wie weh es auch getan hatte, sie zu verlassen und zu wissen, dass wir uns jetzt nicht mehr jeden Tag sehen würden. So saß ich also in meiner kleinen Wohnung rum und dachte an meine Eltern und begriff noch etwas: dass ich ein Vollidiot gewesen war, die Liebe und die Nähe meiner Eltern als peinlich zu empfinden. Dass ich mein Leben für sie geben würde, so wie sie ihres schon zwanzig Jahre lang für meines gegeben hatten. Dass Liebe sich nicht verbergen lässt, und dass es schändlich ist, das zu versuchen. Und noch ein paar Jahre später, das ist noch gar nicht so lange her, hatte ich eine Abschlussfeier mit siebzehn anderen. Im Laufe der Vorbereitungen für diese Feier diskutierten wir immer wieder, ob unsere Eltern dabei sein sollten oder nicht. Viele wollten das nicht, weil doch auch alle Freunde da wären, und wir

doch ordentlich saufen wollten, und da wären Eltern halt irgendwie peinlich. Wir beschlossen dann, dass jeder es halten kann, wie er will, mit der Einladung an die Eltern.

Meine Eltern waren die Einzigen, die gekommen waren. Ich war sehr stolz auf den kleinen, lustigen Mann und die hübsche, freundliche Frau, wie sie ein bisschen schüchtern in der Ecke standen, brav Antwort gaben, wenn jemand sie fragte, wer sie denn seien, und wie sie sich nicht dafür schämten, dass meine Schuhe überhaupt nicht zu meinem etwas zu engen Kleid passten. Mein Vater tanzte sogar dann noch mit mir, als ich schon sturzbetrunken war. Ich fragte ihn am nächsten Morgen, ob ihm das sehr peinlich gewesen wäre. Und er sagte: „Ach, Mönchen, wie könntest du mir peinlich sein?“ ✘

Dieser Text wurde leicht gekürzt und dem Buch „Der Trick ist zu atmen“ von Simone Buchholz entnommen, das im Verlag Kiepenheuer & Witsch erschienen ist.

Ich sah niemanden an und hoffte, so selber unsichtbar zu werden.



Der kleine Bruder

Rüdiger Linhof, 30, spielt zusammen mit Peter Brugger und Flo Weber seit acht Jahren in der Band Sportfreunde Stiller. Inzwischen sind Flo und Peter wie Brüder für ihn.

Interview: Barbara Streidl

Was ist dein erster Gedanke beim Wort „Familie“?

„Familie“ ist für mich das Große und Ganze der Freunde und Verwandten, denen man vertraut und bei denen man sich wohl und geborgen fühlt. Blutsverwandtschaft spielt da keine Rolle. Eine Pflegeschwester ist ja auch keine Blutsverwandte, gehört aber trotzdem zur Familie.

Du hast auch mal gesagt, die Band sei deine Familie.

Meine Band ist ein Teil der großen Familie, in der ich mich befinde und mich zu Hause fühle.

Hättest du was dagegen, wenn Peter Brugger deine Schwester heiraten würde?

Das würde mir gefallen. Es wäre ein bisschen schade um Susu, meine Schwester ... (lacht). Aber eine Vermischung der beiden Familien, der Band-Familie und der biologischen Familie, durch eine Heirat fände ich sehr gut. Vermischt wird sowieso schon: Meine Schwester arbeitet in unserer Label-Edition, mein Mitbewohner macht Fotos und kleine Filmchen von uns, meine Freundin schneidet die Filme, meine Mutter will schon lange mal Schweinebraten für die ganze Band machen ...

... ein richtiges Familienunternehmen also?

So in etwa. Es war uns immer wichtig, dass sich alle geborgen und gut aufgehoben fühlen. Dass man auch auf Tour zusammen in einem festen Verbund reist. Dass sich jeder wohlfühlt und offen reden kann.

Es gibt ja noch ein viertes Band-Mitglied: Marc Liebscher. Der ist aber nie auf dem Plattencover zu sehen. Warum?

Marc will nicht aufs Foto. Das liegt auch ein bisschen in der Natur der Sache: Marc macht keine Musik, steht nicht auf der Bühne, sondern übernimmt die ganzen Aufgaben des Managers. Wir stehen in der Öffentlichkeit, er zieht die Fäden im Hintergrund.

Wie sind die Rollen in der Band verteilt? Gibt es zum Beispiel einen, der eher die Elternrolle übernimmt?

Das ist ganz klar Marc. Der staucht einen auch mal zusammen, wie so ein Arschloch-Papa. Jeder hört auf Marc. Wenn er sagt, dass ein Lied nicht so toll ist, hat das viel Gewicht. Wenn er Ratschläge gibt, ist das für mich so wichtig, wie wenn mir mein Papa einen Ratschlag geben würde. Peter ist mehr mein bedächtiger Bruder, Flo mein Chaotenbruder. Ich bin mehr so der kleine Bruder der Band, der darauf hört, was die anderen sagen.

Wie verbringt ihr die klassischen Familienfeste, zum Beispiel Weihnachten?

Jeder von uns ist Weihnachten bei seinen Eltern. Auch die Geburtstage unserer Eltern werden in den Tourplan eingetragen, da-



Sportfreunde von links: Peter Brugger, Rüdiger Linhof, Flo Weber

mit wir da keine Konzerte spielen. Obwohl wir zum Beispiel am 50. Geburtstag meiner Mutter in Spanien im Studio waren.

War sie traurig?

Nein, sie hat sich dann über das schöne Stück gefreut, das wir an ihrem Geburtstag aufgenommen haben. Meine Eltern mögen unsere Musik.

Willst du mal Kinder haben?

Ganz bestimmt. Ich finde es toll, wenn man um sich herum etwas wachsen lassen kann, und es festigt sich, man gibt Liebe und man bekommt Liebe. Sicher werde ich mal ein ganz guter Papa werden. Das kann aber noch einige Jahre dauern.

Wie lange soll es die Sportfreunde Stiller noch geben?

Es gibt uns jetzt seit acht Jahren, und ich kann mir nichts Besseres vorstellen. Dieses Leben berührt mich so oft so stark, ich fühle mich so oft so gut aufgehoben, dass ich nicht weiß, was eine Alternative sein soll. Vielleicht lebt es sich durch irgendetwas Blödes auseinander. Durch den Bekanntheitsgrad, den wir jetzt haben, gibt es überall Gefahren. Man muss alles, was einem angeboten wird, besonders gut überprüfen. Viele Leute, die mich früher nicht im Leben angeschaut hätten, klopfen mir jetzt plötzlich auf die Schulter – da wird es umso wichtiger, dass ich mich auf die anderen einfach blind verlassen kann. Vielleicht haben wir eines Tages zusammen ein großes Zuhause mit der ganzen Familie. Mit Flo und Peter und Marc Tür an Tür zu wohnen und nicht mit einer Nachbarin, die nur schaut, dass das Obst nicht in ihren Garten fällt oder die gegen die Wand bumpert – das wäre für mich die Erfüllung eines Traums.

Foto: Gerald von Poris / Motor Music



DIE NÄCHSTEN HEFTE:

**FLUTER 08 IM SEPTEMBER 2003:
GEWALT**

**FLUTER 09 IM DEZEMBER 2003:
GESUNDHEIT**

Abos: www.fluter.de/abo oder Fax: 0611/9 03 02 81